

Phantastikon

Das Beste der Phantastik

Dieses PDF ist ein zusätzliches Angebot unserer Webseite und unterliegt denselben Copyrightauflagen. Weder das Vervielfältigen, noch das Weiterreichen des Dokuments sind erlaubt.

Table Of Contents

Interview mit Constantin Dupien	3
Im stillen Kämmerlein.	11
I am Legend	16
Henry S. Whitehead (1882 - 1932)	20
Grabräuber	23
Gespensergeschichten	30
Fritz Leiber - Hexenvolk	36
Freddy Krueger	38
Erstklassig wahnsinnig	42
Einführung in das Werk Eric Bassos	45
Eine Bilanz von Thomas Owen	49
Ein Toast auf Edgar Poe	52
Drei Jazz-Stories	54
Die Kartographie in der Fantasy-Literatur	57

Michael Perkampus - Interview mit Constantin Dupien

P: Hallo Constantin, danke, dass du uns eine Geschichte von dir für die PHANTASTIKON STORY überlassen hast (Das Ende, aus dem Band *Mängelexemplare: Dystopia*).

Wie lange schreibst du eigentlich schon? Und war das immer schon phantastische Literatur?

C: Hallo Michael, vielen Dank für die Möglichkeit, diese Geschichte präsentieren zu dürfen.

Zu deiner ersten Frage: Ein bisschen geschrieben habe ich schon zu Schulzeiten, als ich 16, 17 Jahre alt war. Vornehmlich waren das Gedichte und kürzere, humorvolle Texte, zum Beispiel Glossen. Danach herrschte jahrelang kreative Stille, bis ich Anfang 2012 das erste Mal Edgar Allan Poe in Originalsprache gelesen habe. Irgendwie hat diese Lektüre wieder die Lust am Schreiben in mir geweckt. Seitdem habe ich etwas mehr als 20 Kurzgeschichten sowie einige Gedichte und Gedankenspiele verfasst und vier Anthologien herausgegeben.

Das Spektrum beschränkt sich jedoch nicht nur auf Phantastisches. „Das Ende“, zum Beispiel, sehe ich mehr als eine Science-Fiction Erzählung mit Horroranleihen. Darüber hinaus beschäftige ich mich auch mit Kriminalliteratur, weil ich als Leser dieses Genre am meisten mag.

Was sich jedoch wie ein roter Faden durch fast alle meine Geschichten zieht, ist die Liebe. Ich finde, dass die Liebe vor allem in der Phantastik und im Horror elementar wichtig ist. Diese Antipode verleiht der oft düsteren Grundstimmung die notwendige Emotionalität, damit die Leser sich mit den Charakteren identifizieren und mit ihnen fühlen können. Neben Habgier ist es das wohl größte Motiv bei Mordfällen. Und eigentlich ist doch unser ganzes Leben von dem Wunsch oder der (unerfüllten) Hoffnung, geliebt zu werden, bestimmt.

P: Das hast du gut ausgedrückt.

Wenn du schon Poe ins Feld schickst, wirst du bei ihm ja wahrscheinlich auch besonders die Dupin-Erzählungen mögen. Hat dein Pseudonym etwas mit diesem Prototypen der Detektivgeschichte zu tun?

C: Ja, das ist richtig, mein Pseudonym ist eine Ableitung von *Dupin*.

Als ich für mich beschlossen habe, nicht mehr unter meinem richtigen Namen zu veröffentlichen, habe ich lange nach einem griffigen Künstlernamen gesucht. Dass ich den Vornamen beibehalte – als Ausdruck meiner eigenen Identität, die durch ein Pseudonym ja nicht verloren gehen soll –, war relativ schnell klar. Einen passenden Nachnamen zu finden, war dafür umso schwieriger. Zum einen wollte ich als deutscher Autor keinen englischen Begriff verwenden, andererseits sollte es auch nicht einfach nur ein großgeschriebenes Horror-Adjektiv sein. Constantin *Evil* oder Constantin *Unheilvoll* klingen nicht wirklich cool und stimmig, oder?



Nach einer Weile bin ich an *Dupin* hängen geblieben – immerhin als Protagonist in der ersten Detektivgeschichte überhaupt ein echter Vorreiter und zugleich Blaupause für Sherlock Holmes, dessen Abenteuer ich in meiner Jugend regelrecht verschlungen habe. Nun ja, spricht man den Namen deutsch aus, liest es sich wie *Dupien*. So einfach ist es manchmal... Ich mag den Namen sehr.

P: Auffällig ist dein breites Repertoire, das ja eben von dieser Poe-Inspirierten Atmosphäre bis hin zu Gedichten gespannt ist. Nun, Gedichte hat vielleicht jeder einmal in seinem Leben geschrieben. Die meisten wollen sie gerne verstecken, du aber nicht. Bedauerst du, dass man heute mit Lyrik so wenig anfangen kann?

C: Ich bin, ehrlich gesagt, selbst kein ausdauernder Lyrikleser. Ich mag sehr gerne Klassiker wie Heinrich Heine, einige moderne Vertreter, zum Beispiel die Gedichte des Schauspielers Michael Madsen, und – ein klein wenig artfremd – die Fabeln von Jean de La Fontaine. Aber einen ganzen Band würde ich nicht am Stück lesen wollen. Prosa liest sich flüssiger, man kann Geschichten ganz anders erzählen, großangelegte Handlungsbögen aufziehen. Oft wirken Gedichte auch bemüht (zwanghaft das Reimschema erfüllen, künstliche Sprache), sind zu bedeutungsschwanger.

Spannend finde ich es, wenn man Prosa und Lyrik vermischen kann. Sowohl bei Kurzgeschichten als auch bei lyrischen Werken geht es darum, pointiert zu schreiben, das kann wirklich gut miteinander funktionieren.

In *Mängelexemplare: Haunted* wird es ein großes, dreiaktiges Gedicht geben, das an verschiedenen Stellen zwischen einzelnen Erzählungen auftaucht. Ich denke, so etwas kann bei den Lesern sehr gut ankommen und sie begeistern.

P: Du hast da ein wichtiges Stichwort geliefert: Die neue Ausgabe der *Mängelexemplare* steht an. Wann genau wird *Mängelexemplare: Haunted* denn erscheinen? Und wie kamst du überhaupt dazu, als Herausgeber dieser Reihe zu fungieren?

C: Puh, wir – also der Amrûn Verlag und ich – liegen aktuell in den letzten Zügen. Die Texte sind alle lektoriert und korrigiert, alle Geschichten, Gedichte, Illustrationen und Fotos sind gesetzt. Jetzt geht es in die Endprüfung. Ich bin da sehr pedantisch und lese das Buch sicher noch einige Male quer, und dann geht es ab in den Druck. Ich denke, ab Mitte April sollte zumindest das E-Book verfügbar sein.

Wie ich zu den Mängelexemplaren gekommen bin? Ich hing Ende 2012 – zwar ohne Verlag, dafür aber mit einer guten, für mich zündenden Idee und einigen tollen Autoren – in der Luft, weil sich ein Projekt kurzfristig zerschlagen hatte. Dann bin ich einfach aktiv auf Kleinverlage, mit denen ich mir eine gute Zusammenarbeit vorstellen konnte, zugegangen und habe mein Projekt vorgestellt. Schlussendlich bin ich, nachdem der erste Band der Mängelexemplare in der Edition Lepidoptera erschienen, bei dem Amrûn Verlag gelandet, wo ich mich sehr wohl fühle und ich einen sehr vertrauensvollen Umgang mit dem Verleger pflege.

Dass die Anthologie am Ende den Titel *Mängelexemplare und andere makabere Geschichten* tragen sollte, beruht zum einen auf der titelgebenden Story „Mängelexemplar“ von Stefanie Maucher, zum anderen ist es auch eine augenzwinkernde Kampfansage und ein ironischer Blick auf einige negative Erfahrungen, die ich gemacht hatte.

P: Warum hast du eigentlich angefangen, dich auch als Herausgeber zu sehen? Bist du mit deiner schriftstellerischen Arbeit nicht ausgelastet? Und wie ist deine Herangehensweise, wenn du eine neue Anthologie planst?

C: Ganz im Gegenteil, ich würde sehr gerne viel mehr Zeit in das Schreiben investieren, gerne einen Roman schreiben, was ich mir als nächstes Projekt auch fest vorgenommen habe. Aber das Schreiben allein füllt mich nicht komplett aus. Ich mag es einfach, zu organisieren, möchte bei allen Prozessen meine Finger im Spiel haben. In meiner Zeit als Herausgeber habe ich viele, viele sympathische und unglaublich kreative Leute kennengelernt, von denen einige zu echten Freunden geworden sind. Darüber hinaus habe ich anscheinend ein Talent, Leute zu animieren und zu motivieren, zuweilen sogar umzustimmen



Für die Mängelexemplare-Reihe habe ich eine Facebookgruppe

gegründet, die „Mängelexemplare-Familie“, in der ich alle bisherigen Beteiligten dazu eingeladen habe, sich untereinander auszutauschen und in Kontakt zu bleiben. Wir sind mittlerweile 39 Mitglieder. Das finde ich klasse.

Bei einer Anthologie suche ich immer zuerst nach einem Thema. Etwas, das ich selbst sehr gerne lese und bei dem ich denke, dass es auch andere Leser interessieren könnte und sie noch nicht übersättigt sind.

Im nächsten Schritt überlege ich mir, welche Autoren gut zu dem vorgegebenen Thema passen würden. Ich verfasse eine kleine Ausschreibung mit minimalistischen Vorgaben und einer Themeneinführung, die ich dann den Leuten zusende, die ich gerne im Buch vertreten sehen würde. Wichtig ist mir, dass dabei nicht nur bekanntere Verlagsautoren und aufstrebende Schriftsteller anspreche, sondern auch Self-Publisher und interessante Neueinsteiger, die bisher erst wenig veröffentlicht haben, angesprochen werden. Das garantiert einen abwechslungsreichen Mix, schließlich widmen sich alle dem gleichen Sujet. Ich arbeite auch gerne mit Künstlern zusammen, die die einzelnen Geschichten illustrieren. Das lockert das Gesamtbild ein wenig auf.

Erstaunlicherweise erhielt ich bisher bei allen drei Mängelexemplare-Bänden auf fast alle Anfragen eine positive Rückmeldung, auch bei Autoren, die auf einer ganz anderen, viel professionelleren Ebene arbeiten als ich.

Die Geschichten lektoriere und korrigiere ich gemeinsam mit einer professionellen Lektorin, die ich 2012 kennengelernt habe. Sie ist auch selbst als Autorin bei den Mängelexemplaren immer mit dabei. Ich bin sehr froh, auf ihre Hilfe zurückgreifen und von ihr lernen zu können.

Parallel versuche ich dann, selbst auch noch irgendwie, einen Beitrag zu schreiben. Ein großer Vorteil (oder eher Nachteil?) als Herausgeber ist es, dass ich mich nach keiner Deadline richten muss.

Bei den Trailern zu „In Blut und Liebe“ (eine Sammlung meiner Kurzgeschichten) und „Mängelexemplare: Dystopia“ musste ich übrigens auch als Darsteller herhalten. Die Videos habe ich mit einem guten Freund aus Düsseldorf gedreht, der dafür jeweils extra nach Leipzig gekommen ist. Beide Videos spielen also in meinem Lebensumfeld. Die Arbeit hört für mich also nicht mit Abgabe der letzten Korrekturfahne am Buchblock auf.

P: Das hört sich in der Tat vielbeschäftigt an. Und dann gibt es bei dir ja noch den Sport. Ich muss ehrlich gestehen, dass ich keinen Schriftsteller kenne, der sich als *Sportjunkie* bezeichnen würde. Manche Autoren kleiden sich in feinsten Zwirn, andere schreiben nackt, die einen trinken literweise Tee ... ist Sport also deine persönliche Macke um auf ausgefallene Ideen zu kommen?

C: Naja, eine Macke ist das schon, sonst fröne ich aber recht wenigen Lastern (okay, Koffein-Junkie ...). Aber eine kleinen Knacks braucht ein Mensch doch, oder?

Ich versuche, mindestens vier bis fünfmal in der Woche Sport zu treiben. Das passiert aus einem inneren Antrieb heraus, weil ich mit Ruhephasen wenig anfangen kann. Am liebsten im Sommer bei sengender Hitze. Außerdem esse ich gerne und viel, da muss man ja Vorarbeit leisten, um die Bikinifigur zu halten ;-)



Constantin Dupien

Die Sportsozialisierung ging früh los, ich spiele seit über zwanzig Jahren in einem Tennisverein, in dem ich mich seit einigen Jahren auch ehrenamtlich engagiere, und betreibe seit meiner Jugend sehr gerne Ballsportarten wie Fußball und Basketball. Irgendwann kam dann noch das Laufen dazu, das eine Zeit lang vom Fitnessstudio verdrängt wurde. Mittlerweile hält sich alles ungefähr die Waage. Ich brauche diesen Ausgleich zum Arbeitstag, wo man neun bis zehn Stunden im Bürostuhl sitzt.

Und ja, wer schon einmal bei sternenklarer Nacht oder an einem trüben, nebelverhangenen Herbstnachmittag Joggen war, der weiß, dass einem dort die verruchtesten und verrücktesten Ideen kommen. Ich wette, dass Torsten Scheib da noch einiges mehr zu berichten weiß. Der ist ein sehr passionierter Läufer.

P: Du hast schon angedeutet, dass du vom Schreiben und Herausgeben nicht leben kannst. Ich frage dich jetzt nicht nach deinem Brotjob, aber mich würde schon interessieren, ob du den Ehrgeiz hast, irgendwann als reiner Schriftsteller durchzugehen. Oder hältst du das heutzutage für utopisch?

C: Sicher träumen fast alle Autoren davon, eines Tages so viele Leser von ihren Welten und Geschichten begeistern zu können, um davon leben zu können.

Ich sage aber ganz ehrlich, dass ich das Schreiben und Herausgeben als reines Hobby betrachte. Vordergründig geht es mir darum, gelesen zu werden und eine qualitativ hochwertige Marke zu etablieren – sei das nun der Name Dupien oder die Buchreihe Mängellexemplare. Ob ich in ferner Zukunft versuchen möchte, das Schreiben als Profession aufzufassen und zu leben, kann ich jetzt im Moment noch nicht sagen. Das würde ich nicht als fehlenden Ehrgeiz auffassen, sondern als eine Frage der Grundeinstellung. In meiner gegenwärtigen Lebenssituation bin ich sehr zufrieden damit, nicht von den Verkaufszahlen meiner Bücher abhängig zu sein, sondern Projekte aus einem inneren Antrieb heraus zu realisieren. Das wird sich so schnell bestimmt nicht ändern.

Im Allgemeinen bin ich mir jedoch ziemlich sicher, dass man – vor allem als pfiffiger Self-Publisher mit einigen Marketingkenntnissen und einem Gespür für die sich ständig wandelnden Mechanismen im Onlinebereich – seinen Lebensunterhalt als Schriftsteller bestreiten kann. Man hört da ja immer wieder von extrem hohen Verkaufszahlen im vier- bis fünfstelligen Bereich. Das sind jedoch Ausnahmen.

P: Allerdings. Ich selbst kann mir jedoch nicht vorstellen, dass aus den Reihen der Self-Publisher jemals

ein literarisches Werk den Weg zu uns findet. Du siehst das wahrscheinlich ganz anders. Das Problem ist die unfassbare Gleichschaltung der Texte. Viele Autoren schreiben leidlich, aber eine eigene Handschrift entdecke ich da nirgends. Glaubst du, dass die Kluft zwischen anspruchsvoller Literatur und der gegenwärtigen Ebook-Mode noch weiter aufreißen wird?

C: Das ist eine der großen Diskussionen, die es immer wieder in den einschlägigen Foren und den Sozialen Netzwerken zu lesen gibt. Nach meinem Gefühl diskutieren da nicht so stark die reinen Leser, sondern sehr viele (Hobby-)Autoren, und das zum Teil ziemlich vehement. Das Lagerdenken ist stark ausgeprägt zwischen jenen, die das Selbstpublizieren verteufeln, da so jeder ungefiltert und nahezu hürdenlos seine Bücher veröffentlichen kann, und jenen, die darin die große Befreiung von den steifen Verlagen sehen, die vielleicht zu strikt programmatisch arbeiten, zu wenig wagen oder die manches echte Talent verkennen.

Die Wahrheit wird wohl irgendwo in der Mitte liegen. Fakt ist: Es gibt unglaublich viel Schrott auf dem Indie-Markt, der lieblos zusammengeschustert wurde – sicher auch in sehr großen Teilen von Hobbyschreibern, die da mal eben ihren letzten Satz unter das Manuskript gesetzt haben und es gleich unreflektiert in die Hände der Leser übergeben möchten.

Wenn der Autor dann ein paar Euro in die Hand nimmt und ein schickes Cover in Auftrag gibt und gemeinsam mit einigen Freunden einen brauchbaren Klappentext dichtet, kann man sich sicher leicht blenden lassen. Ob der Autor handwerklich etwas drauf hat und ob ein Werk professionell lektoriert und korrigiert wurde, lässt sich vorab dann nur über eine Leseprobe herausbekommen. Denn über die Rezensionen, zum Beispiel bei Amazon oder bei einigen weniger kritischen Literaturblogs, lässt sich die Wertigkeit eines Buches heute kaum noch richtig einschätzen. Nur, wer hat die Zeit, in diesem unendlichen Meer die wahren Perlen herauszufischen?

Zum Glück kenne ich einige gute Rezensenten, die sich auch mit Indie-Büchern befassen. Denn auch da gibt es natürlich verdammt gute! Also ja, ich bin der Meinung, dass es auch in der Self-Publisher Szene richtig, richtig gute Schreiber gibt, die eine eigene Handschrift und einzigartige künstlerische Identität haben. Im Endeffekt ist das Self-Publishing lediglich das Mittel zum Gang in die Öffentlichkeit und kein grundlegendes Qualitätsmerkmal für einen Autor

Ich muss aber sagen, dass es auch bei Verlagsveröffentlichungen immer wieder Nullnummern gibt, bei denen es an einer professionellen Nachbearbeitung mangelt oder das einfach nicht gut geschrieben ist. Nicht jedes Buch, das mich nicht begeistert, erachte ich als schlecht. Das sind subjektive Eindrücke. Aber ich bilde mir schon ein, ein kritischer Leser zu sein, der recht objektiv einschätzen kann.

Abschließend kann ich mir gut vorstellen, dass in Zukunft einige Verlagsautoren umsatteln könnten oder es schon getan haben. Die Verlage in Deutschland, nicht nur in der Belletristik, haben den digitalen Umbruch ganz schön verschlafen, reagieren erst jetzt mit mehr oder weniger innovativen Projekten. Andersherum wird es in Zukunft sicher immer mehr Indie-Autoren geben, die Klein- und Publikumsverlage auf sich aufmerksam machen werden. Das Scouting wird sich in den nächsten Jahren sicher stärker auf diesen Markt konzentrieren.



P: Was erwartest du von einer Geschichte oder einen Roman, den du gut findest? Du hast ja weiter oben Poe erwähnt, der in dir etwas ausgelöst hat. Poe tat zwar immer so, als seien seine Texte streng durchkomponiert, aber in Wirklichkeit beziehen sie ihre Kraft doch eher aus einer literarischen Verrücktheit heraus.

C: Meine Leidenschaft sind eigentlich klassische, faire (dem Leser werden keine entscheidenden Details vorenthalten, wie zuweilen bei einigen Agatha Christie-Fällen) Detektivgeschichten.

Ich hänge da noch ein wenig in der Vergangenheit fest. Ich liebe die Bücher von S. S. Van Dine (Philo Vance), Georges Simenon (Kommissar Maigret), John Dickson Carr (Gideon Fell und Henry Merrivale) und natürlich Sir Arthur Conan Doyle, wie zu Beginn bereits angedeutet. Kurzum: Geschichten, die sich in spannender Manier um ein mysteriöses/unerklärliches Ereignis oder Phänomen ranken und dabei auf den CSI-Schnickschnack verzichten, finde ich gut.

Die Phantastik ist da gar nicht soweit entfernt. Der Unterschied liegt vor allem darin, dass sich in der Detektivgeschichte eine rationale Erklärung finden lässt-, wohingegen in der Phantastik alles möglich ist, und das Unerklärliche zur Realität werden kann. Der Autor Vincent Voss hat das sehr schön formuliert:

„Mir ist aufgefallen, dass man den Thriller ja auch von der anderen Seite aufziehen kann, will sagen, mein Steckenpferd, das Horror-Genre arbeitet ja so, dass das Unerklärliche, das Übersinnliche nach und nach rational erklärt und in die reale Welt eingebettet werden will. Beim Thriller kann sich gerne das Unerklärliche und Übersinnliche nach und nach einschleichen, es bedarf dann aber einer alltagsweltlichen Lösung. Beides macht Spaß.“

Von einer Geschichte, egal aus welchem Genre, erwarte ich grundlegend zum einen lebendige Charaktere, die ein Gefühl in mir auslösen. Außerdem sollte der Plot etwas Neues bieten. Klar, es existiert ein unendliches Spektrum an Texten, sodass eigentlich (fast) jedes neue Werk vorhandene Ideen aufgreift (Intertextualität). Mir ist es wichtig, trotzdem die eigene Note des Autors zu erkennen, ebenso den Versuch, einem bekannten Thema neue Aspekte abzugewinnen.

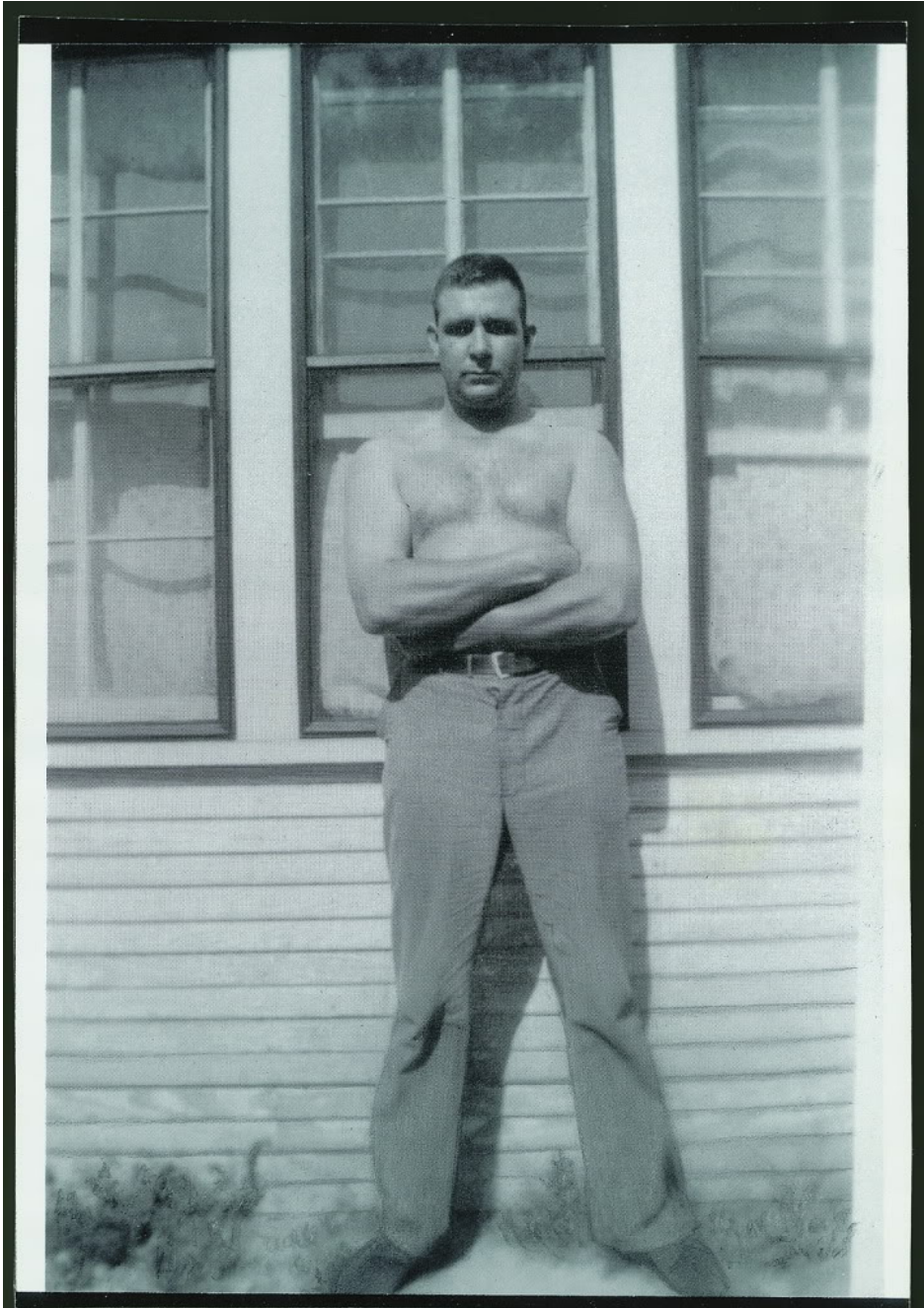
Dass ein Buch möglichst frei von Fehlern sein sollte, setze ich als selbstverständlich voraus.

Doc Nachtstrom - Im stillen Kämmerlein.

Gibt es etwas Schöneres, als ganz alleine vor sich hinsinnend ganze Welten und Universen zu erfinden? Schon als Kind konnte ich stundenlang, vollkommen außerhalb jeglichen Zeitgefüges, in meinem Zimmer hocken und wahlweise unter Zuhilfenahme von *Lego*, *Playmobil* oder meinen heißgeliebten *Matchboxautos* eigene Realitäten erschaffen. Mein Vater hat mir einmal erzählt, dass er nach länger andauernder Stille im Kinderzimmer nachschauen ging und mich ohnmächtig hingesunken zwischen all meinen Spielsachen fand – so intensiv muss mein Geist damals gereist sein, dass er der körperlichen Hülle zu entschlüpfen versuchte.

Auch heute noch praktiziere ich dieses stille Herumwandern in meinen Lieblingswelten im eigenen Kämmerlein. Im gemeinsamen Chalet habe ich das Glück, ein eigenes "Bubenzimmer" zu haben, samt (künstlichem) Eisbärenfell, Wandteppichen, Bett und einer Auswahlbibliothek, in der meine liebsten Fantasy- und Science Fiction-Bücher aufbewahrt werden, zudem noch meine Comics, diverse Figuren und sonstiges Männerspielzeug. In diesem Raum hält übrigens auch gerne meine alte Katze ihr Schläfchen und am liebsten mag ich es dort, wenn der kühle Regen aufs Dach prasselt und der Heizlüfter mich mit einem ständigen Strom warmer Luft bedeckt.

Es fasziniert mich sehr, dass meine ewigen Lieblingsautoren *H. P. Lovecraft* und *Robert E. Howard*, die ebenfalls in so einem "stillen Kämmerlein" (abgeschieden von einer für sie unerklärlichen Lebensrealität ihre obskuren Geschichten ersinnend) sich noch immer und immer wieder allergrößter Popularität erfreuen. Lovecraft lasse ich dieses Mal außen vor, da sein Wesen und innerer Antrieb dank unermüdlicher Forscher wie *S. T. Joshi* so gut wie eben möglich erforscht ist. Für immer rätselhaft hingegen bleibt vermutlich das kurze, seltsame Leben seines besten Brieffreundes und "Weird Fiction"-Schreibers Robert E. Howard, dessen Person hinter dem gewaltigen Berg seiner gewichtigen Werke nahezu unsichtbar ist.



Robert E. Howard (1906-1936)

Über Howard schreibe ich heute übrigens deswegen, weil der [Festa Verlag](#), der sich ja seit vielen Jahren rührend um eine hochqualitative Herausgabe von Weird Fiction-Autoren in deutscher Sprache verdient gemacht hat, nun dessen legendäre *Conan-Stories* in den Urfassungen herausbringt – das werden insgesamt sechs reich illustrierte Bände sein, die man als Fantasy-Liebhaber natürlich in seiner Bibliothek wird haben müssen.

Die Conan-Stories zählen bis heute zu den Highlights aus Howards reichhaltigem Schaffen, sie sind bewusst in groben Pinselstrichen gehaltene, farbenfrohe Pastiche aus dem “Hyborischen Zeitalter”, ungefähr 10.000 Jahre vor unserer Zeit. Und wenn man sich den muskelbepackten Hauptprotagonisten betrachtet (am stimmigsten in zwei Filmen verkörpert von *Arnold Schwarzenegger*), darf man das aus heutiger Sicht schon als lupenreine “Bubenliteratur” bezeichnen. Die Geschichten um Conan sind

weitestmöglich entfernt von feinsinniger post-tolkienesker High Fantasy, hier gibt es keine edlen Motive, sondern nur das Überleben in einer lebensfeindlichen, düsteren, prähistorischen Welt.

Überhaupt ist dieses Genre der sogenannten “Low Fantasy”. “Heroic Fantasy” bzw. “Sword & Sorcery” etwas, das von außen betrachtet heute eher peinlich und antiquiert, von innen jedoch (sofern man sich darauf einlässt) sehr episch und brachial wirkt, so wie der überlaute Genuss einer Heavy Metal-Band, wenn man den Kopf in die Bassdrum des Drummers steckt. Und hier wird schamlos überhöht – der Held dieser Storys wächst sozusagen immer über seinen Schöpfer hinaus. Man denke an Howards glühendsten Verehrer *Karl Edward Wagner*, der den unsterblichen Krieger Kane erschuf. Und selbst doch nur eine verkrachte Existenz war, ein Trunkenbold, der früh an den Folgen seines Alkoholismus starb.

Und Robert E. Howard selbst: ein schwächlicher, schüchterer Junge, Zeit seines Lebens fanatischer Bodybuilder, um seine Komplexe zu überdecken – der sich zwar im staubigen Texas der amerikanischen Depression in allen möglichen “Männerberufen” versuchte, im Endeffekt aber ins Elternhaus zurückkehrte, um in seinem ehemaligen Kinderzimmer sein letztes Refugium zu beziehen und auf seiner klapprigen Schreibmaschine glühende Heldensaga um Heldensaga herauszumeißeln.



Conan - Illustration von Frank

Frazetta

Geplagt von Ticks, Zwängen und Paranoia (leider, man muss es zugeben, nicht weniger rassistisch als sein Freund Lovecraft), war Howard hauptsächlich in ein fast inzestuöses zu nennendes Verhältnis mit seiner Mutter verstrickt – ihre schwere Lungenerkrankung, die sie ins Koma fallen ließ, verbunden mit Howards ständiger Angst vor Alter und Siechtum, führte letztendlich dazu, dass er sich bereits mit 30 Jahren das Leben nahm. Was von ihm bleibt, ist der spezielle Zauber seiner Geschichten. In den Conan-Storys glüht die finstere Atmosphäre, mit reiner Wissenskraft erhebt sich Howard über sein ärmliches, verpfushtes Leben und verewigt sich in einem brutalen, finsternen Antihelden, dessen animalische Züge ihn nahezu unbesiegtbar machen und ihn dazu prädestinieren, als finsterner König zu herrschen.

Imposante Kontinente, gigantische Zeitspannen, übermenschliche, finstere Helden, sinistre Zauberer, gemeißelt in kolossale Geschichten, die da ein muskulöser Riese mit einer kaputten, verletzten Seele in seinem Kinderzimmer ersann, während sein Freund Lovecraft sich wiederum in seinem Kämmerchen

seiner ganz persönlichen, bizarren Kosmogonese hingab; Spannungsfelder, aus denen Prosa erwächst, die unsterblich ist. Und immer wieder aufs Neue zu reizen, zu reiben und zu begeistern weiß. Weil sie meine Fantasie unendlich beflügelt, und eure hoffentlich auch!

Hier bestellen: [Conan - Band 1 - Die Originalerzählungen](#)

Karin Reddemann - I am Legend

Der Mensch ist allein, das Monster hat Familie. Und die Sippe ist verdammt groß. Hässlich. Gefühlsleer. Böse. Vorbei die Zeit der eleganten Einzelkämpfer, der erotischen Morde, der Überschaubarkeit einer schweigenden Gefahr, die hier und da im Dunklen lauert, ohne dabei die Existenz der Menschheit jemals wirklich in Frage zu stellen. Zwei Weltkriege haben auch Bram Stokers Erben umdenken lassen. Die Bestien leben unter uns, packen knallhart zu und vernichten, was die einen Humanität und Hoffnung, die anderen nur noch Illusion und Scheinheiligkeit nennen. Klingt hart. Echt. Schonungslos. Klingt nach phantastisch guter Literatur, die nach einer Verfilmung schreit. *I am Legend* von Richard Matheson, 1954 veröffentlicht, kam gleich dreimal weltweit auf die Leinwand, zuletzt 2007 (Regie: Frances Lawrence) mit Will Smith als der Wissenschaftler Robert Neville, Überlebender in einer Welt, die zu einem apokalyptischen Albtraum geworden ist.



Ungeschminkt und dreckig sind die Vampire bei Richard Matheson, schuldbewusst, trotzig und lebensmüde ist sein Held, der zu viel trinkt und zu wenig Zuversicht zeigt. Der Mythos war gestern, allgegenwärtig ist das Schaudern, Dracula hätte bei dieser geballten Ladung die Flucht ergriffen. Das literarische Grauen bei Matheson trägt keinen edlen Zwirn, bewohnt kein Schloss und hat keinen Codex, es will existieren als das, was es ist: Neuer Realismus, der keinen Platz gewährt für eine andere Religion als die der Untoten. „Ich bin Legende“, für Horror-Autor Dean Koontz **„der intelligenteste und gleichzeitig fesselndste Vampir-Roman seit Dracula“**, kann als ranggleich mit Stokers Weltbestseller bezeichnet werden, vielleicht kühn, fast dreist gesagt. Aber es war Zeit, den Vampir-Mythos zu aktualisieren, Aufbruch, Umschwung, Betroffenheit und Zukunftsangst der 1950er vor der Kulisse schrecklicher Erlebnisse und Visionen boten sich an, und Matheson machte es nüchtern, direkt, entlarvend und schonungslos auf knapp 200 Seiten. Großmeister Stephen King, der 1978 mit *Salem's Lot* (Brennen muss Salem) ähnlich tief ruderte, zieht vor dem Kollegen, dessen Name so bedauerlich selten genannt wird, voller Respekt den Hut.

„Richard Matheson ist wohl der Autor, der mich am meisten beeinflusst hat.“

Erstmalig verfilmt wurde der Roman 1964 mit Horror-Ikone Vincent Price in der Hauptrolle. *The last man on earth* gilt als stilistisches Vorbild für George A. Romeros Erste-Liga-Schocker **The Night of the Living Dead** (Die Nacht der lebenden Toten) und war somit Wegweiser für die Entwicklung des Finster-Genres. Trotz der starken Besetzung und einer deutlichen Nähe zur Erzählung, - hier geht die Menschheit tatsächlich kompromisslos unter -, kennt den trashigen Streifen heute kaum noch jemand, das sieht vermutlich beim *Omega-Mann* mit Charlton Heston (1971, Regie: Boris Sagal) schon ein verdientes Stück besser aus. Das Remake zählt zu den Klassikern des phantastischen Films. Ein menschenleeres New York, das war erschreckend neu, ein Happy-End ausschließlich für die Mutierten, ohne Zukunft für Nicht-Infizierte, eben Nicht-Monster, das war irritierend, warnend und in gezeigter Perspektivlosigkeit einmalig. Der Omega-Mann inspirierte sichtlich die Neuverfilmung von 2007, die freilich mit Hoffnung auf Menschsein, Menschbleiben endet. *I am Legend* mit einem tragisch-pathetischen Will Smith, tough, einsam und energisch, gehörte zu den Blockbustern des Jahres und führte zur [Neuausgabe des Buches](#). Das allein ist Gold wert. Und der Film, Erste-Klasse-Science-Fiction ohne nennenswerten Einwand, wird dem hohen Anspruch auch gerecht. Korrekt:

„Diese fundamentale Skepsis und die Ernsthaftigkeit, (...), heben den Film über das Genre, – und die hektische Dummheit des üblichen Hollywood-Actionmaterials – ,weit hinaus.“ (Süddeutsche Zeitung)

Der Dreh von 2006 forderte Imposantes: Für den Zeitraum von acht Monaten wurden in New York die Fifth Avenue, der Washington Square Park, die Brooklyn Bridge und der Viadukt zwischen Grand Central Terminal und der Park Avenue nachts und an den Wochenenden gesperrt. Aus Florida wurden auf Lastern unzählige Pflanzen für die Straßendekoration gebracht, um das Bild einer von der Natur zurück eroberten, längst nicht mehr vom Menschen dominierten Stadt zu perfektionieren. Der Riesenaufwand stieß natürlich bei der New Yorker Bevölkerung nicht nur auf Begeisterung und Verständnis. In der Metropole ging es recht hektisch zu in dieser Zeit, und so entschuldigte sich Will Smith anlässlich der Premierenfeier, - allein am Startwochenende spielte der Film 77 Millionen US-Dollar ein und übertraf damit sogar den bisherigen Rekordhalter, den letzten Teil der Herr der Ringe-Trilogie - , offiziell im Namen der gesamten Crew für entstandene Unannehmlichkeiten. Die zweifellos zu ertragen gewesen sind, die auch ohne Frage phänomenal quittiert wurden. Es sieht bombastisch gespenstisch aus, es ist ein Asphaltschungel wie aus einem (noch!) utopischen Märchenbuch.

„»I Am Legend« ist ein Film mit atemberaubenden Bildern, einem glänzenden Hauptdarsteller und einer grandiosen Geschichte, die nicht umsonst bereits zum dritten Mal fürs Kino adaptiert wurde.“ (Spiegel 2008, Andreas Borcholte)



Der Grundtenor ist schlimm, simpel und bekannt: Es ist der Mensch allein, der seinen Untergang herbeiführt, Verantwortung und Konsequenz zu tragen hat. Die tödliche Seuche wird verursacht durch einen Atomkrieg, biologische Kampfmittel töten und verändern, Medikamente, die heilen sollen, versagen, vernichten und führen zu Mutationen, Epidemien löschen bekanntes Leben aus, machen den Platz frei für andere(s).

Der Roman endet mit Nevilles Erkenntnis, dass ein neues Zeitalter angebrochen ist. Die menschliche Art hat das globale Feld für die Entarteten geräumt. Bis zu diesem Zeitpunkt hat er gejagt, gekämpft, getötet, mit sich gerungen, war aggressiv, resigniert, zornig, traurig, hilflos, energisch. Suchend. Verzweifelt. Die ganze Palette. Er wird mit einer nicht mehr vorhandenen Zivilisation konfrontiert, verbarrikadiert sich, wird seinerseits gehetzt von den Nachtjägern, die geistlos und blutgierig durch die leer gefegten Städte irren, überlegt, mit welchem Gegenmittel er die Vampire vielleicht wieder zurück verwandeln kann. Mit einem streunenden Hund versucht er, sich anzufreunden, aber das Tier ist verletzt und stirbt. Er ist wieder allein. Eben so steht auch seine Person als (mutmaßlich) letzter Mensch auf Erden im Zentrum der Geschichte. Interessant vielleicht am Rande: Schon Mary W. Shelley, die den „Frankenstein“ schuf, verarbeitete die Thematik des völlig Isolierten 1826 in ihrem Roman „The Last Man“ (dt.: „Verney, der letzte Mensch“).

I am Legend bezieht sich im Ursprungssinn ganz klar auf den für die untote Familie zur (noch) lebenden menschlichen Legende gewordenen Neville, der das darstellt, was die Menschen an Vampiren und Zombies fürchten: Das völlig Andere, Bedrohliche, das Mythische. Die Legende in der Verfilmung ist die des Retters der Menschheit: Eben Neville. Er ist hier trotz all des realistischen Horrors immer noch der Held, die Sichtweise der Vampire spielt keine Rolle, der Mensch will/wird überleben.



Omega-Mann

In welcher Zukunft auch immer. Charlton Heston, der im Omega-Mann als weltweit letzter Kinogast vor der Leinwand sitzt, ahnt nur soviel: „**They sure don't make this kind of movies any more.**“ Na

denn...sei eben dieser letzten Verfilmung Film mit Will Smith (Un-)Gutes an Worten noch gegönnt:

„Endzeitchristen lachen sich heimlich ins Fäustchen, dass sie Hollywood mit einem millionenschweren Blockbuster in ihren Untergangs- und Vernichtungsfantasien bestätigt.“
(Humanistischer Pressedienst)

Wird wohl so sein. Oder auch nicht.

Ingo Löchel - Henry S. Whitehead (1882 - 1932)

Henry St. Clair Whitehead wurde am 5. März 1882 in Elizabeth, New Jersey, USA, geboren.

1890 zog die Familie näher an die Stadt New York heran, wo der junge Whitehead zur Schule ging. Danach studierte er zunächst an der "Columbia University" und danach an der "Harvard University". Das Studium musste er jedoch wegen zahlreicher Krankheiten des Öfteren unterbrechen.

1904 verließ er die Uni ohne Abschluss. Nach dem abgebrochenen Studium arbeitete Whitehead als Journalist und Schriftsteller und verkaufte 1905 seine ersten Erzählungen.

1909 schrieb er sich an der "Berkeley Divinity School" in Middletown, Connecticut, ein, studierte dort Theologie und wurde 1912 zum Diakon der "Episcopal Church", einer amerikanischen Kirche, geweiht. Ein Jahr später erfolgte seine Priesterweihe.

Während seiner Tätigkeit als Priester ließ sich der unstete Whitehead sehr oft versetzen. Im Jahre 1921 u. a. auf die amerikanischen Virgin Islands.



Diese Karibikinseln prägten Whiteheads literarisches Werk in starkem Maße und schufen den Hintergrund für seine unheimlichen Erzählungen, die bei den Lesern von ["Weird Tales"](#) sehr beliebt waren.

Doch auch dort blieb er nicht für immer. Whitehead wurde Eigentümer eines Sommerlagers für Jugendliche in Florida und Miteigentümer eines anderen.

Die Jugendarbeit schien ihm sehr viel Spaß gemacht zu machen. Den Sommer verbrachte er oft in Florida oder Neuengland und organisierte regelmäßig Ferienlager, wo er am Lagerfeuer seine unheimlichen Geschichten erzählte. Die Winter hingegen verlebte er zumeist in der Karibik.

In der Mai/Juni/Juli-Ausgabe des Jahres 1924 gab Henry S. Whitehead mit "Tea Leaves" sein Debüt im Pulp-Magazin "Weird Tales".

Als 1925 in der Februar-Ausgabe von *Weird Tales* Whiteheads Erzählung "Sea Change" erschien, wurde [H. P. Lovecraft](#) auf den Autor aufmerksam. Und je mehr Lovecraft von Whitehead las, desto begeisterter war er.

Aber erst 1930 trat Lovecraft mit Whitehead in Kontakt, nachdem Bernard Dwyer ihm einige unveröffentlichte Manuskripte Whiteheads mit der Bitte zusandte, diese nach der Lektüre dem Autor zurückzuschicken.

Dies tat Lovecraft natürlich, und er fügte einige lobende Worte hinzu. Daraus entstand eine tiefe, von beiderseitigem Respekt durchdrungene Freundschaft zwischen den beiden Autoren.

Lovecraft schrieb zu Whitehead: "Whitehead ist eine der faszinierendsten Persönlichkeiten, denen ich je begegnet bin. Er ist die Großzügigkeit und Kameradschaftlichkeit in Person und besitzt eine gründliche Belesenheit, die ein Gespräch mit ihm zu einem unendlichen Vergnügen macht. Obwohl er Rektor der örtlichen Church of the Good Shepherd ist, hat er nichts verstaubt Klerikales an sich, sondern trägt Sportkleidung und flucht gelegentlich wie ein echter Kerl. Bigotterie und jede Art von Selbstgefälligkeit sind ihm vollkommen fremd."



Henry S. Whitehead

Dort arbeitete er als Rektor der "Church of the Good Shepherd". Er lebte zusammen mit seinem alten Vater, zu dem er ein besonders herzliches Verhältnis hatte. Im selben Jahr, im November, gab er mit seiner Erzählung "Cassius" sein Debüt in "Strange Tales".

1931 machten sich auch die Schatten einer Tropenkrankheit bemerkbar, die er sich zugezogen hatte.

Henry S. Whitehead starb am 23. November 1932 an den Folgen eines Sturzes in seinem Haus, der eine Gehirnblutung zur Folge hatte.

Erst nach seinem Tod erschienen die beiden Anthologien "Jumbee and Other Uncanny Tales" (1944) und "West India Lights" (1946) im Verlag Arkham.

Christian Endres - Grabräuber

Anstelle einer Begrüßung, wirft mir Detective Lamont die heutige Morgenzeitung vor die Füße.

Damit kein falsches Bild von meiner Position oder Person entsteht: Ich sitze zurückgelehnt in meinem bequemen alten Ledersessel, die Beine auf den Schreibtisch gelegt. Der Kaffee in der dampfenden Tasse neben mir ist stark und zäh und fast noch zu heiß, um ihn zu trinken, und bis gerade eben war das kein so schlechter Start in den Tag.

„Ärger“, knurrt Lamont, als wüsste ich nicht auch so, dass es von jetzt an nur noch bergab geht.

„Auch Ihnen einen guten Morgen, Detective.“

Ich falte die Hände auf meiner Krawattenspitze und warte mit einem buddhistischen Ausdruck im Gesicht, bis Lamont genervt mit den Augen rollt, brummelnd eine Nettigkeit aus dem Bibelkreis wiederholt, sich erneut die Zeitung schnappt und sie mir noch einmal halbwegs ordentlich reicht.

Ich lächle ihm sonnig zu und sichte die Schlagzeilen.

„Neue Steuer für Hundebesitzer ...“

„Darunter.“

„Kung-Fu-Opa schlägt Räuber in die Flucht ...“

„Darunter.“

„Ah. Mh-hm. Erneut blutiger Zwischenfall auf dem Suizid-Friedhof ...“

„Bingo.“

„Nette Überschrift.“

Ich lese.

Über Beerdigungen, die richtig aus dem Ruder laufen.

Über Männer und Frauen, die sich mit dem Kopf voran gegen einen Grabstein werfen, bis Blut und Zähne nur so durch die Gegend spritzen.

Bis Haut aufplatzt und Knochen brechen.

Von Priestern, Kindern und alten Mütterchen, die sich die Pulsadern an den Scherben zertrümmerter Grablichter oder an den scharfen Kanten rostiger Metallgießkannen aufschlitzen.

„Das muss aufhören“, sagt Detective Lamont bestimmt.

„Man kann keine Beerdigungen verbieten, Detective.“

„Das nicht. Aber ich kann einem mir bekannten Experten für so eine kranke Scheiße raten, seinen Arsch zu diesem Friedhof zu schleppen und sich das mal aus der Nähe anzusehen. Sechs Mal sind wir schon angerückt, weil sich eine Beerdigung auf dem Hügel in einen Gruppenselbstmord verwandelt hat.“

„Hier steht vier Mal.“

Lamont wirft mir einen vielsagenden Blick zu.

Zum Glück bin ich kein Fan von Verschwörungstheorien.

„Die Hälfte meiner Jungs ist schon beim Seelenklempner“, sagt der Detective indes durch zusammengebissene Zähne.

„Also vier weniger als vorher.“

„Witzig, Klugscheißer.“ Lamont fährt sich mit einer unterbewussten Geste durch das lichter werdende Haar. „Zwei Priester. Ein paar Kinder. Eine Mutter im siebten Monat. Das ist ganz übler Scheiß. Und was genauso übel ist: Der Chief hat es satt, dass der Bürgermeister ihn anruft. Also ruft der Chief meinen Captain an. Und wer ist am Ende der Dumme, der sich um den kranken Mist kümmern soll?“

„Der Mann mit dem billigen Anzug, der gerade vor mir steht?“

„Der Mann, der kein Problem damit hat, einen gewissen Jemand für die Sache mit dem Lagerhaus letzten Monat einzubuchten, wenn ihm dieser Jemand jetzt noch ein einziges Mal blöd kommt – oder ihm nicht hilft, obwohl die Sache nach dem Ressort dieses Jemands stinkt. Kapiert, Jemand?“

„Ich würde sagen, die Sache stinkt nach Friedhofserde.“

„Ist das nicht dasselbe?“

Ich zucke mit den Schultern und blättere durch die Zeitung, bis ich *Garfield* und *Calvin und Hobbes* gefunden habe.

„Wir haben das Weihwasser in der Kapelle geprüft, weil wir dachten, irgendein Spinner hat vielleicht Drogen reingemischt“, erzählt Lamont. „Die Tests waren negativ.“

Ich nicke abwesend. „Wieso muss ich mir eigentlich noch immer wegen der Lagerhaus-Geschichte Sorgen machen, Detective? Ich habe zwei Ihrer Männer rausgeboxt. Zwei von dreien. Das ist keine schlechte Quote, wenn man es mit einem dämonischen Potenz-Avatar aus dem alten Babylon zu tun hat, den irgendein alter Spinner beschworen hat.“

„Wenn ein Lagerhaus abbrennt, werden trotzdem ein paar unangenehme Fragen gestellt.“

„Ein vertretbarer Kollateralschaden beim Exorzismus eines Dämons – und eines Schwanzes – dieser Größenordnung.“

„Für denjenigen, der den Bericht schreiben muss, ist es ein gottverdammtes Fiasko.“ Lamont blickt mich noch finsterer an als sonst, was für sich schon eine Kunst ist. „Ich komm mir vor wie Don Winslow oder Stephen King, wenn ich meine Berichte schreibe und mir am laufenden Band irgendwelchen Scheiß ausdenke.“

„Hätte Sie nicht für einen Leser gehalten, Detective.“

„Sagt der Mann, der direkt zu den Comics blättert. Wie auch immer. Meine Belesenheit steht hier nicht zur Diskussion. Was ist nun mit dem Friedhof?“

Bei diesen Worten schiebt er sein Jackett auf diese unauffällig-auffällige Weise nach hinten, die man aus Western kennt, sodass ich seinen Gürtel sehen kann.

Ich befürchte schon, er will mir seine Knarre zeigen, was wirklich ein schwerer Schlag für unsere Beziehung wäre.

Doch er gewährt mir, wohl aus Instinkt und Gewohnheit, lediglich einen Blick auf die Marke, die er an dieser Seite seines Hosenbunds trägt - ein viel zu kleiner Schild gegen die Übel, die in den Schatten dieser Welt und erst recht in denen dahinter lauern.

Ich schnaube, klappe die Zeitung zu und schwinge die Beine vom Tisch.

Dabei werfe ich die Kaffeetasse um, deren Inhalt sich wie eine braune Flut über den Schreibtisch ergießt.

„Es sah nach einem guten Tag aus, bevor Sie hier aufgekreuzt sind“, informiere ich Lamont, während wir beide auf den sich rasch vergrößernden dunklen Fleck starren und ich die Zeitung zum Aufsaugen der kolumbianischen Lauge nehme.

Lamont verzieht keine Miene.

„Um halb elf ist die nächste Beerdigung“, sagt er nur.

Ich lehne an einer riesigen alten Eiche, die schon länger hier ist als der Friedhof, und halte mich ein wenig abseits der Trauernden, die sich in Schwarz und Grau eingefunden haben, um von ihrem geliebten Arthur Abschied zu nehmen, den sie tränenreich den Würmern übergeben.

Gut, dass ich eh meistens schwarze oder graue Anzüge über dem Hemd trage, so falle ich nicht weiter auf.

Die Hände in den Hosentaschen vergraben, lausche ich dem Priester, dem Weinen, dem Schluchzen und dem geflüsterten Gespräch über Cousine Bettys Hintern.

Scheiße, ich gehe echt nicht gern auf Beerdigungen, obwohl Bettys Hintern wirklich ganz okay ist.

Andererseits: Wer *geht* schon gerne auf Beerdigungen?

Ich bin bloß hier aufgrund der freundlichen Bitte eines höflichen Ordnungshüters, und vielleicht noch wegen meiner Faszination für Poe.

Nicht, dass das jemanden interessiert.

Auch nicht den schlanken, wenn nicht sogar dünnen Kerl, der gerade in mein Blickfeld stiefelt, wobei er keineswegs wie ein geprügelter Hund über den Totenacker schleicht, der zu spät zu Arthurs Beisetzung kommt, sondern festen Schrittes auf die Gruppe der Trauernden zuhält.

Der Typ ist mir auf Anhieb nicht geheuer, und woran das liegt, erfordert nicht unbedingt die Deduktionskünste eines Sherlock Holmes: Der Wind scheint den schwarzen Mantel und den Hut des Kerls nicht anrühren zu wollen, während er mir eifrig das Haar zerzaust und wie eine betrunkene Furie an meinem Jackett und meiner Krawatte zerrt.

Verdächtig, oder was meinen Sie, Watson?

Der Hungerhaken mit dem weiten Mantel wird langsamer und gesellt sich wortlos zu der Versammlung am Grab.

Der Priester kommt zum Ende.

Der Sarg wird hinabgelassen.

Das Schniefen und Schluchzen wird lauter.

Und der Wind dreht sich.

Buchstäblich.

Es ist nicht nur das Rascheln in der Baumkrone über mir, das sich verändert. Die Verzweiflung, die schon die ganze Zeit wie eine finstere Wolke über den Trauernden hing, deutlich spürbar und geradezu greifbar, verdichtet sich für das geschulte Auge zusehends, und zwar auf eine ganz und gar unnatürliche, ungute und ungesunde Art und Weise.

Ihren suchenden, aber doch auch leicht verklärten Blicken zufolge sehen sich die ersten Angehörigen schon nach einem schönen festen Grabstein um, damit sie ihre Schädeldecke wie ein Ei öffnen können, oder überlegen, ob sie sich mit dem Schal des Priesters strangulieren sollen.

Ich schreibe das alles dem Neuankömmling zu, der den Kopf in den Nacken gelegt hat und tief einatmet – der die Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit einsaugt, dass ich es über den Wind und das Flüstern der Eiche hinweg bis zu meinem Plätzchen im Schatten des Baumes hören kann.

Wieso Detective Lamont und seinen Leuten so ein Typ nicht auffällt, ist mir ein Rätsel.

Okay, sie haben nicht meine ... Ausbildung.

Nicht meine *Expertise*.

Ich marschiere zwischen den Grabreihen hindurch genau auf den Schnüffler zu und tippe ihm forsch auf die Schulter.

Sein Kopf fährt schneller herum, als es gesund sein kann, und er faucht mich wie eine nasse Katze an.

Jetzt, da niemand mehr auf ihn achtet und er sich nicht länger auf seine Tarnung konzentriert, ist seine Haut so fahl und so schuppig wie ein Stück Schimmelkäse. Seine Zähne, von denen er mehr als genug in seinem viel zu großen Mund hat, sind zudem nadelspitz, und seine Augen erinnern an ein Krokodil, das einen gleich in den Fluss reißt.

Beim Anblick der Augen und dem gepeinigten Stöhnen einer älteren Lady neben mir kapiere ich's, macht irgendwas hinter meiner Stirn *Klick!*

Den Namen kriege ich nicht mehr auf die Reihe.

Nur die grobe Geschichte.

Die geht in etwa so:

Früher haben Dämonen wie mein hübscher neuer Freund hier viele menschliche Friedhöfe heimgesucht und das Leid der Hinterbliebenen befeuert und sich daran gelabt, bis mutige Priester - mutigere Exemplare als jenes, das sich gleich in das offene Grab stürzt - sie vertrieben haben. Diese Dämonen ernähren sich von Selbstmordgedanken, die sie bei den Trauernden und Verzweifelten hervorrufen, indem sie deren Gefühle verstärken, und wenn sie keiner bei ihrer kranken Nummer stört, kriegen sie die volle Dosis der Energie, die sie brauchen.

Da fällt mir auch der Name wieder ein.

Grabräuber.

So werden sie in den alten Texten genannt.

„Wie wär's, wenn du dich verpisst, Kumpel?“, sage ich. „Am Besten, puh, keine Ahnung ... zurück in das Loch, aus dem du kommst, oder so?“

„Du bist nicht verzweifelt“, erwidert der Dämon mit einer heiseren Stimme wie frisch aus dem Grab. Es klingt anklagend und verwirrt, doch ein Stirnrunzeln kriegt seine fadenscheinige Menschenfassade aus altem Käse nicht hin.

„Dein Charme hat eben keine Wirkung auf mich.“ Ich lasse mich von seinem Reptilien-Starren nicht

einschüchtern. „Du haust nicht freiwillig ab, oder?“

„Dies ist mein neues Reich“, sagt der Dämon salbungsvoll. „Viel zu lange habe ich in der Düsternis geschlafen.“

Ich zucke mit den Schultern.

Der Pisser wäre nicht der erste Dämon, der in einer Krypta eingesperrt war und durch Zufall befreit wurde.

„Alles klar“, sage ich, bücke mich und packe entschlossen die Schaufel eines Totengräbers, die neben mir am Boden liegt und auf ihren Einsatz wartet.

Mit so viel Action hat sie bestimmt nicht gerechnet.

Der Dämon sieht interessiert dabei zu, wie ich sie aufhebe, und reagiert auch dann nicht, als ich ihm noch beim Aufstehen die Schaufel mit voller Wucht gegen das Kinn knalle. Dafür prallt er mit einem überraschten Fauchen nach hinten, stolpert über einen Grabstein und geht ungelentk zu Boden.

Endlich fliegt sein blöder Hut davon.

„Da hast du dein Reich, Arschgesicht“, knurre ich, als ich behände hinterherspringe und die nimmermüde, unerbittliche Schaufel der Gerechtigkeit ein weiteres Mal ihr Ziel trifft. „Reichlich Kopfschmerzen!“

Sein Fauchen ignoriere ich weiterhin.

Da bin ich aber der Einzige.

Die Trauergäste, die sich erfreulich schnell von den Anfängen des selbstmörderischen Bannes erholt haben, nehmen unser kleines Handgemenge sehr wohl wahr und fangen an zu schreien und zu kreischen.

Wenigstens ist kein Held dabei, der regelmäßig ins Fitnessstudio geht und dem Dämon in einem Anflug von fehlgeleiteter Zivilcourage zur Hilfe eilt. Auch eine Attacke mit Pfefferspray bleibt aus, wobei ich mich automatisch frage, ob ich nur ein Zyniker bin oder wir wirklich so tief gesunken sind, dass man schon Pfefferspray mit auf Beerdigungen nehmen sollte.

Ob es auch Leute gibt, die Pfefferspray mit auf Kindergeburtstage nehmen?

Die Grübelelei hält mich nicht davon ab, weiter auf den Dämon einzudreschen, bis ich mir wünsche, die verdammte Schaufel wäre ein Spaten, damit ich die Sache schneller beenden könnte.

Oder noch besser, eine Spitzhacke.

Oder eine Axt.

Äxte sind prima bei solchen Gelegenheiten.

So könnte das noch ein bisschen dauern.

Aber wenn ich ehrlich bin, macht's sogar ein bisschen Spaß.

Der Tag ist doch nicht so übel geworden, wie befürchtet.

In der Ferne höre ich Polizeisirenen.

Da hat wohl jemand sein Handy gezückt, und Lamont und seine Jungs waren ganz in der Nähe.

Ich hoffe, der Detective hat sich schon eine Formulierung für seinen Bericht überlegt, damit ich trotz der vielen trauernden Zeugen nicht länger als nötig zwischen den nervösen Dealern in der Arrestzelle schmoren muss.

Beim Gedanken an die dreckverkrustete Kloschüssel in der Ecke der Zelle, in der ich schon zu oft gegessen und über Karma und Ex-Freundinnen nachgedacht habe, schlage ich vielleicht fester zu, als es noch unbedingt nötig wäre.

Karin Reddemann - Gespenstergeschichten

„Du musst so gut sein, dass der Leser schon beim ersten Durchblättern dem nächsten Heft entgegenfiebert.“ Streng sprach der Hexenmeister. Der Zauberlehrling nickte eifrig. Und machte. Er war gut. Er lieferte, was erwartet wurde. „Wenn du für uns arbeitest, musst du alles zeichnen können.“ Er konnte. Er war verdammt gut.



Achim Danz

Der Zauberlehrling von damals, Achim „Mister Akim“ Danz im ganz normalen Leben, war zum Zeitpunkt seiner Begegnung mit Großmeister Ewald Fehlau vom Bastei-Verlag längst kein Greenhorn mehr in der Comic-Branche, hatte bereits eine eigene, selbst kreierte Serie *Die Söldner* (Norbert Dargatz-Verlag), die im Mittelalter, 13. Jahrhundert, spielt. Die Gespenster-Geschichten, seit 1974 im Handel, für die Redakteur Fehlau den damals 29Jährigen unbedingt haben wollte, waren für ihn als Zeichner Neuland. Ein ungeheuer packendes, spannendes, reizvolles, - was sonst? -, das ihm freilich auch als Leser (noch) nur recht bedingt vertraut war.

„Ich habe mich da mehr als nur durchgeblättert, immerhin musste ich gegen eine Schar internationaler Künstler antreten. Man sprach eine riesige Fangemeinde an, die ihre Ansprüche hatte und nicht enttäuscht werden wollte. Bei solchen Sachen ist immer Hundertprozentigkeit angesagt. Absolute Voraussetzung ist, dass ein Zeichner sich mit den verschiedenen Epochen und Kulturen auskennt, in denen die Stories spielen, alles soll und muss stimmen, der typische Stil, das echte Umfeld, die der Zeit entsprechende Mode; da wird korrekt recherchiert.“

Neugierig geworden auf ihn war Fehlau über den gemeinsamen Kollegen Norbert Dargatz, für den Danz seit 1982 arbeitete (Piccolos). Der informierte ihn darüber, dass der Redakteur von Bastei ihn auf der Comic-Messe in Köln gern mal sprechen würde. Thema: Der düster-bunte Verkaufsschlager Nummer eins im deutschsprachigen Raum, Spanien, Italien, Frankreich..., die zu diesem Zeitpunkt schon legendären Gespenster-Geschichten.

„Ich saß dort an meinem Söldner-Tisch und signierte, blickte auf, da stand er, guckte, grinste, gemütlich

mit Pfeife im Mund. Fehlau.“

Auf den sollte Achim Danz in den Folgejahren noch des öfteren treffen. Er sagte (natürlich!) zu, übrigens mit absolutem Einverständnis von Dargatz, der beim Deal dabei war. Er verlor seinen Zeichner ja nicht, freute sich ergo mit und war vielleicht auch ein wenig gebauchpinselt, weil er so einen ordentlich Guten an der Hand hatte. Und der konnte zufrieden und tatkräftig ans Werk gehen: Die Gespenstergeschichten, in denen etliche von uns „Horroristen“ ehemals und sowieso manchmal immer noch (nicht lügen!) still und heimlich oder laut und unbekümmert schmöcker(te)n, waren jetzt der genial schaurig-schöne Ort, an dem er sich schöpferisch austoben konnte.

Und immer wieder nach diesem genial-simplen gleichen Motto: „*Seltsam?* Aber so steht es geschrieben...“

Erdacht haben soll sich den Slogan (so Fehlau in der Sprechblase, Comic-Magazin, Nr. 133) der damalige Chefredakteur Manfred Soder, geistiger Vater der Gespenstergeschichten. Inspiriert hat ihn wohl und tatsächlich mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit **REPLEY'S believe it or believe it not.**

Danz: „*In Repley's Museen sind extrem gruselige und skurille Dinge der Menschheit ausgestellt, in Pattaya (Thailand, dort lebt er das halbe Jahr) gibt es eins, das kenne ich natürlich. Zum Schaudern!*“ Der Spruch der Sprüche stand also, ein perfektes Pendant zu „*Und wenn sie nicht gestorben sind...*“, und die Geschichten traten ihren Siegeszug an mit hübsch-herrlichem Horror auch für die etwas zarter Besaiteten. Die Hefte hatten eine Wahnsinnsauflage, die gab es an jedem Kiosk, jedem Bahnhof in ganz Westdeutschland, Österreich und Westberlin.

Maulenden Kritikern mit bösen Zungen zum Trotze, die da meinen, das sei trotzdem nicht mehr als triviales Papier, krasser gar noch, inhaltsloser Schund-Kram: In den Gespenstergeschichten steck(t)en nicht nur absolute Hand- und Wertarbeit, Phantasie, Talent und Fleiß; die Hefte als eh' passionierte Leseratte mit Heißhunger auf alles eben auch zu kennen, zu lesen und zu mögen hat garantiert keinem geschadet, der später ein echter (!) und richtig gut finsterer Autor geworden ist. Danz:

„Horrorliteraten pflegen nicht selten ihre ganz besondere Beziehung zu solchen Geschichten. In den Händen hielten alle die Hefte schon. Wie lange im Einzelfall fest gehalten wurde? Da darf spekuliert werden.“

Er selbst ist sozusagen seit Ur-Zeiten passionierter Cineast, liebt guten, echten Horror und nennt eine stattliche Filme-Sammlung sein Eigen. Die Gespenster-Geschichten stehen und zählen für sich, er nennt sie „*professionell und sauber gemacht, für das etwas andere Genre eine Bereicherung.*“

Und was das Handwerk betrifft, so zählt Danz eben zu den heutzutage Beneidenswerten, die für ihre Kunst keine Programme brauchen. Und nicht wollen: „*Billig-Ware am Computer würde ich nicht machen. Funnies sind auch nicht mein Ding. Ich bevorzuge es naturalistisch.*“ Geht halt auch anders.

„Austoben“ in der Praxis, oben angesprochen, das bedeutete freilich harte, disziplinierte Arbeit. Und war ein Job, der einigen recht krass ihre Grenzen zeigte. Danz:

„Die meiste Zeit war ich der einzige deutsche Zeichner bei Bastei, einige lieferten nur ein kurzes Intermezzo mit ein, zwei Stories, danach beauftragte Fehlau sie nicht mehr. Die passten nicht, was sie machten, war nicht das, was sein sollte. Vor allem war es immens wichtig, sich an die Gebote von oben zu halten. Das war ja auch richtig, da saßen die Macher, die Profis. Es war

ausschließlich ihr Baby. Wer das nicht einsah, musste gehen. Fehlau wettete dann, Bastei sei schließlich kein Hobby-Verlag, wo man mal eben probieren kann.“

Es gab natürlich, so Danz, auch wirklich gute Leute, die wohl hätten dabei sein können.

„Die wollten nicht, die gingen lieber in die Werbung, da war mehr zu verdienen. Einigen war unser Job auch zu unseriös, die suchten was mit einem anderem Anspruch, was auch immer. Und dann waren da die Abgehobenen, die wollten zwar, aber ganz vernünftig betrachtet waren die nicht brauchbar für einen Massen-Comic, der ja nun Hinz und Kunz ansprechen sollte.“

Er selbst hat in seiner Zeit bei Bastei (1986 – 1992) zwei Horror-Comics in Eigenregie, - Idee, Zeichnung, Text -, entworfen, sie aber seinem Redakteur nicht angeboten; veröffentlicht wurden sie im CCH-Verlag in der Serie Utopische Welt.

„Die waren bzw. sind schlichtweg zu hart, zu grausam für solche Hefte. Die Gespenstergeschichten stehen letztendlich nicht als Garant für schlimmste Alpträume, sie dienen eher der harmloseren Unterhaltung mit natürlich getrost kleinem, feinem Nervenkitzel.“

Danz und seinen Mitstreitern, fast ausschließlich spanische und südamerikanische Zeichner, wurden für die netten Nervenkitzel-Comics von der Redaktion Drehbücher mit konkreten Beschreibungen und exakten Abläufen geschickt, geliefert von Script-Schreibern, die sich die Stories ausdachten und anboten. War die Post aus Bergisch-Gladbach, Verlagssitz, da, tickte die Uhr lauter. Für eine komplett auf Zeichenkarton zuerst mit Bleistift vorgezeichnete, anschließend mit Tuschefüllern (Rapidographen) und Pinseln geinkte Gespenstergeschichte, ergo fünf/sechs Seiten mit mehreren Einzelbildern, waren ca. fünf Wochen bis zum Abgabesignal angesetzt. Dann wurde koloriert, und das Textmaterial erhielt seinen Platz. Bezahlt wurde pro Seite, Motto galt und gilt: Künstler sind ja prinzipiell bescheiden (das stammt nicht von Danz).

Für ihn fiel mit *Die Ärztin* der Startschuss bereits kurz nach seinem Gespräch mit Fehlau Mitte 1986, dieser jungen Frau erging es übel: Sie eröffnet ihre Praxis in einem ihr noch fremden Ort, wird zu einem kranken Mädchen gerufen, untersucht es, sagt, das sei nichts Schlimmes, die Dorfbewohner glauben das aber nicht und unken unheilvoll, sie wüssten sowieso, dass die Kleine stirbt. Selbstverständlich stirbt sie. Unbegreiflich für die Ärztin. Aber dann geschieht, nun, Düsteres mit ihr. Unglaubliches eben. *Seltsam?* Aber so...

Danz machte sich ran, Fehlau im Ohr. Der riet sinngemäß: „*Zeichne, wie du bist, schau dir nichts ab, hab deinen eigenen Stil. Wer einen Hansrudi Wäscher will, soll Wäscher sehen und lesen, keine Kopie.*“

Und weiter hieß es im Klartext: „*Zeichne klar und deutlich, Bild für Bild im logischen Bewegungsablauf, dass auch wirklich jeder flüssig folgen kann, Spaß an deiner Story hat und die nächste haben möchte.*“

Klingt einleuchtend, einfach freilich ist was anderes. Achim Danz' erster Entwurf von *Die Ärztin* (Titel im Heft, Nr. 651: Die Boten des Todes) wurde mit der Bitte um kleinere Korrekturen zurückgeschickt. Da hieß es dann „*Seite 1, Bild 4/2: Bein links korrigieren, Wade abflachen, Hacke weg..., Seite 2, Bild 3/1: Mann vorne – bitte linke Gesichtshälfte am Auge schließen..., Seite 3, Bild 2/1: Schuh sieht aus wie ein*

Pantoffel, viel zu weit..., Seite 4, Bild 2/2: Bein rechts proportionaler, sieht aus wie eine Holzprothese..., Seite 5, Bild 1/1: Mann bitte etwas mehr in den Vordergrund rücken...

Doch schon ganz schön streng pingelig. *„Aber korrekt. Eben im Sinne des Erfinders.“* Danz:

„Ich hatte den Bogen dann doch relativ schnell raus. Aber trotz aller künstlerischen Routine hat man schon mal was, das will nicht so klappen, wie man sich das vorstellt, und das stört einen dann auch selbst.“

Bei ihm war es unter anderem ein Vierbeiner, der nicht wollte.

„Ich sollte ein ein ganz bestimmtes Pferd zeichnen, das haute und haute nicht richtig hin, richtig nervtötend war das, ging dann tatsächlich irgendwann, war endlich soweit okay auf dem Papier, gut so. Als das Heft dann erschien, prangte eine fette Sprechblase genau auf meinem Prachtgaul. Der war fast weg. Da holst du dann erst einmal Luft. Ganz tief Luft.“

Mit der Platzierung der Sprechblasen hatte der Zeichner nichts zu schaffen, die schrieb und klebte der 2014 mit nur sechzig Jahren verstorbene Hajo F. Breuer, Chef-Texter von Bastei seit 1973 nach dem späteren Chefredakteur Werner Geismer.

„Prinzipiell gab es auf jedem Einzelbild die sogenannten unauffälligen, für das Bild nicht wesentlichen Stellen, also Freiraum vom Zeichner für die Texte. Mein Pferd gehörte da aber eigentlich nicht zu.“

Den Kollegen Hajo F. Breuer, der seine Autoren-Karriere (Science-Fiction, Buchreihe *Ren Dhark*) als Übersetzer von Marvel-Comics begann und seit 1983 wöchentlich für die Gespenstergeschichten schrieb, hat Achim Danz recht aufgeschlossen, freundlich und unterhaltsam in Erinnerung. *„Auf den Comic-Messen in Köln griff Breuer gern zum Mikro, der war so eine Art Entertainer, konnte gut reden.“*



Fehlau als Opfer

Köln als Szene-Highlight für Verleger, Redakteure, Zeichner, Autoren, Händler und Fans des Genres galt und gilt als Kontaktbörse und Treffpunkt. Von den spanischen und südamerikanischen Könnern wie Antonio Garcia, Marco oder Montaña kannte Achim Danz freilich nur die Namen. Primär natürlich ihre spezifische Zeichenkunst. Ein Wiedererkennungswert, es gibt typische Unterschiede, den einen besonderen Stil eben, der unterscheidet. Wer den Gespenstergeschichten ihre selbstredend verdiente Aufmerksamkeit schenkt, weiß sehr wohl allein beim ersten flüchtigen Hinsehen, ob das ein echter Farres, Torrente oder Danz ist.

Vor einigen Jahren stieß Danz in Köln auf den Titelbild-Zeichner Ertugrul Edime, der einige Cover für Gespenstergeschichten gemacht hatte.

„Das war ein wirklich netter Zufall, da kommt man schnell und unkompliziert in ein gutes Gespräch. Aber ansonsten...es ist eben Single-Arbeit, die man da macht, ziemlich einsam, das Ganze. Ich kannte ja auch die Script-Autoren nicht persönlich, wir haben alle vom jeweiligen Zuhause aus gearbeitet, da gab es kein Studio in Bergisch-Gladbach. Namentlich genannt wurden die Schreiber in der Anfangszeit der Hefte noch nicht mal, auch der Texter nicht, da stand nur unter den Stories, wer sie gezeichnet hatte.“

Als seine erste Geschichte für Bastei veröffentlicht wurde, waren die Gespenstergeschichten bereits seit zwölf Jahren im Handel. 1974 war Danz ein 17jähriger Gymnasiast, der in seiner Freizeit zeichnete, damals schon deutlich besser als mal eben so nebenher, und „irgendwie war völlig klar, dass das mein Ding ist“. 1983 bot er seine Piccolos (Söldner) dem Dagartz-Verlag an. Es lief für ihn bereits mehr als ordentlich, da kam Bastei mit seinem Angebot.

Die Zeit war goldrichtig dafür. Comics jeglicher Couleur erlebten seit den 50ern in Deutschland einen Boom, der Jahrzehnte anhielt, kraftvoll ansetzte und die etwas dunklere Seite der ganzen Bilderpracht mit ankurbelte. Man war dick im Geschäft. Zu Beginn (lange vor Fehlau, Breuer, Danz & Co.) hatte man sich bei Bastei noch mit Nachdrucken aus amerikanischen Gruselserien zufrieden gezeigt, später waren es die eigenen Kreationen, vom Redakteur über den Autor, den Zeichner, den Texter bis hin zum Drucker.

In den 80ern entwarf und zeichnete auch Hansrudi Wäscher einige Stories für Gespenstergeschichten, in der Szene bekannt wie der besonders bunte Hund, Schöpfer von Comics wie Falk und Sigurd (die Cover kolorierte Danz, der übrigens eine beeindruckende Piccolo-Fangemeinde hat, Insider wissen hier mehr).

Eine unendliche Geschichte waren die Gespenstergeschichten letztendlich nicht: Irgendwann gingen nach und nach die Lichter aus. Die Auflage sank, Fehlaui schickte Danz zuerst kaum noch, dann keine Skripte mehr, bedauerte. Er hätte leider keine Freiräume mehr für ihn, und Bastei sei noch an die Verträge mit Südamerika gebunden. Der Verlag fing an, alte Stories aus den ersten Heften nachzudrucken. Letzte Atemzüge. Im März 2006 fiel der Vorhang.

Einen Neustart wagte 2008 „Tigerpress“, der ging unrühmlich aus: Nach nur drei Heften musste das Projekt eingemottet werden, der Verlag war pleite.

Die Veröffentlichungen von Achim Danz wurden später unter dem neuen Serientitel Halbwelt vom Wildfeuer-Verlag in Sammler-Auflage, Piccolo-Format (17,0 x 7,7), nachgedruckt; mit Genehmigung von Bastei hat Danz dafür Breuers Texte in neue Sprechblasen handgeleitet.



Und weiter? Die Hefte gibt es immer noch, auf dem Trödelmarkt, bei e-bay, auf Börsen, auf dem Speicher... Die Zeichner gibt es auch noch. Die Texter. Die Autoren. Die Ideen. Das Können. Chancen? Idealismus?

„Der Markt fehlt. Es ist nicht mehr so. Nicht mehr unsere Zeit. Nicht für die Pioniere.“

Danz zuckt mit den Schultern. Er hat in den Folgejahren andere Aufträge gehabt, weiter gezeichnet, natürlich, so was liegt im Blut, das kann man sich nicht einfach aussaugen und Schluss damit. Wenn er in Thailand wohnt, wird auch dort gearbeitet. Freunde hat er da zwar, - die sagen „Mr. Akim“ zu ihm -, und manchmal spazieren auch neugierige Äffchen in sein Haus und schauen ihm über die Schulter.

Grundsätzlich aber ist er allein, wenn er etwas macht, braucht er seine Ruhe. *„Rummel um mich mag ich nicht, kein Trubel, keine Hektik, das lenkt alles nur fürchterlich ab.“* Freilich, - und das gilt hier nicht als Widerspruch -, sagt er auch: *„Der größte Horror für mich ist, allein am Schreibtisch zu versauern und einzugehen. Die Einsamkeit in diesem Job macht einen fertig.“*

So ist das wohl. Und was hier bleibt, ist nur noch Geschichte. Die Legende einer Leidenschaft. *Seltsam?* Nein. Schade.

Michael Perkampus - Fritz Leiber - Hexenvolk



Wenige Schriftsteller des frühen 20. Jahrhunderts führten ein bewegteres Leben als Fritz Leiber.

Er war ein brillanter Schachspieler, Prediger, Lehrer, ein Meister im Fechten, Theaterschauspieler (vornehmlich für Shakespeare-Rollen), und hatte sogar einen Film mit Greta Garbo zusammen gedreht. Der große Wurf allerdings gelang ihm im Zusammenhang mit einem Spiel: *Dungeons & Dragons*, dem Klassiker des Rollenspiels, für das die bahnbrechende epische Heldengeschichte von Fafhrd und dem Grauen Mausling Pate stand. Bis heute sind deren Abenteuer die bekanntesten Geschichten des großen amerikanischen Autors.

Dabei legte Leiber den Fokus gar nicht so sehr auf das Schreiben, begann damit erst in seinem dreißigsten Lebensjahr, freilich unter dem Einfluss von Autoren wie Lovecraft (der sein Mentor wurde), Carl Jung, Robert Graves oder Joseph Campbell.

Sein Debut, *Conjure Wife* (Die zaubernde Ehefrau; übersetzt mit "Hexenvolk", ungekürzt erschienen in der *Edition Phantasia* - siehe Artikelende) erblickte 1943 das Licht der Welt, und gilt heute als eines der einflussreichsten Werke moderner Horror-Literatur. Alle paar Jahrzehnte kommt es zu einer filmischen Adaption (1944, 1961 u. 1980). United Artist hat sich die Rechte an einer vierten Variante gesichert. Der Roman beginnt mit John Saylor, einem Professor an einem kleinen College in New England, der sich, eher spontan und zufällig, etwas im Ankleidezimmer seiner Frau umsieht. Zwischen allerlei kosmetischen Artikeln findet er Friedhofserde, Paketchen voller Haar oder abgeschnittenen Fingernägeln, Beschwörungsformeln, die in ein Buch gekritzelt wurden, Hufnägel, ungewöhnliche Pflanzenextrakte ... und noch einiges mehr. Kurz gesagt: Tansy Sailor ist eine Hexe.

Sailors Frau überrascht ihn mitten in seiner Entdeckungsreise durch ihre magischen Utensilien. Während der nachfolgenden Konfrontation gibt sie ihre Besessenheit von Zauber und Magie zu. Die Ironie an der Sache ist, dass ihr Mann, Professor für Soziologie, ein engagierter Rationalist ist, der seine Karriere dem Entlarven primitiven Aberglaubens gewidmet hat, und der jetzt erfahren muss, dass seine Frau seine Forschungen und Exkursionen dazu in Anspruch genommen hat, ihr Arsenal an magischen Praktiken zu

entwickeln. Die Gegenüberstellung verschiedener Versionen einer Wirklichkeitsauffassung ist eine der Freuden konzeptioneller Literatur (jene Non-realistische Tradition der Literatur), und Leiber macht in diesem Roman wirklich eine Menge aus den widersprüchlichen Welten. Die Überlagerung der wissenschaftlichen Methode mit der grassierenden Zauberei in der gleichen Erzählung, lässt die Darwin-versus-Kreationismus-Debatte wie einen Kaffeehaus-Streit wirken. Und obwohl sich Meister der Pulp Fiction wie Leiber in der Regel mehr mit Handlung als mit philosophischen Resonanzen beschäftigen, gelingt ihm die Überraschung, beides in einem kompakten Roman unterzubringen.

Unter dem Druck ihres Ehemanns, akzeptiert Tansy ihr Verhalten als pathologisch und stimmt der Vernichtung ihrer Utensilien zu. Eine schlechte Entscheidung! Gleich nach der flammenden Reinigung geschehen Professor Sailor die merkwürdigsten Dinge. Falsche Anschuldigungen werden vorgebracht, neue Gegnerschaften entstehen, alte Geheimnisse werden aus der Versenkung geholt. Noch schlimmer aber: das tödlichste Spiel von allen - Fakultätspolitik - richtet sich nun gegen ihn. Hat er einen Fehler bei der Beseitigung des ganzen Schutzzaubers begangen? Oder hat sein tadellos rationelles Denken Schaden durch die verrückten Überzeugungen seiner Frau genommen? Mittlerweile scheint sie glücklich ohne ein Leben mit Magie zu sein, und würde er mit ihr über seine zunehmenden Probleme sprechen, könnte sie das wieder zu ihrem ungesunden Verhalten zwingen. Aber trotzdem ...

Leiber entwickelt die Geschichte mit viel Geschick, hält in diesem Drama die Waage zwischen Humor und Ironie. Vierzig Jahre vor Updikes "Hexen von Eastwick" - das wie Leibers "Hexenvolk" in schöner Regelmäßigkeit für andere Genres bearbeitet wurde - fängt Leiber die pikanten Details einer Geschichte über Zauberei ein, die in einem modernen New England spielt. Fern also von jedem "Gothic-Touch" und 19. Jahrhundert-Geisterei.

Der Erfolg solcher Geschichten ist kaum verwunderlich, denn der Aberglaube hat unsere Welt nie wirklich verlassen. Fast zur gleichen Zeit mit dem Erscheinen von Updikes Buch, erklärte ein US-Gericht "Wicca" zu einer Religion, was "Hexerei" zu einer interessanteren Geschichte machte als andere New-Age-Bewegungen.

Erschienen ist dieses Buch in Joachim Körbers [Edition Phantasia](#). Und dort natürlich auch die wirklich überragenden Abenteuer von Fafhrd und dem Grauen Mausling.

Karin Reddemann - Freddy Krueger

Fröhliches Seilhüpfen. *One, two, Freddy's coming for you.* **Brauner Schlapphut.** *Eins, zwei, Freddy kommt vorbei.* **Rot-grün gestreifter Pullover.** *Drei, vier, schließ ab deine Tür.* **Brandnarben im Gesicht.** *Fünf, sechs, jetzt holt dich gleich die Hex'.* **Rechts ein Handschuh.** *Sieben, acht, schlaf nicht ein bei Nacht.* **Klingen an den Fingern.** *Neun, zehn, wir woll'n nicht schlafen gehen.* - Weiter noch? „Elf, zwölf, Angst und Schrei und Not; dreizehn geht nicht mehr, denn dann sind wir tot.“ Ende. Würde noch passen, ist aber unbedarft hinzu gedichtet. Bei zehn steht im Kinderlied die Uhr. Totenstille. Und das Licht geht aus.



Den hageren hässlichen Finsterling kennen wir (fast) alle, der da vor gut dreißig Jahren in der Horror-Szene auftauchte, bombastisch böse einschlug und sich in Hirn und Herz, - oh ja, er wird geliebt -, fest krallte. „, Three, four, better lock your door. Five, six, grab your crucifix. Seven, eight, gonna stay up late.“ Deutsch, englisch, egal, das können wir mitsingen, da können wir nebenbei fragen und ernten immer ein Nicken, Grinsen, Seufzen und große, wissende Augen: „**Are you reday for Freddy?**“

Die Weltpremiere von **A Nightmare on Elm Street** (Nightmare- Mörderische Träume) fand 1984 in Bayern auf den Internationalen Hofer Filmtagen statt; Schwerpunkt dort ist zwar alljährlich neben vereinzelt ausländischen Produktionen vor allem der deutsche Film, aber Wes Craven's Version vom schwarzen Mann, der seine Mörderklauen in junges, unverdorbenes Menschenfleisch schlägt, ließ alle im Regen stehen, die wohlgezogen ihre Intellektuellenbrillen aufgesetzt hatten. Die fielen von den Nasen, Freddy alias Robert Englund kam, erschreckte, jagte, kriegte, killte. Alle. Er war der Star, wurde global berühmt, galt und gilt als Schauer-Ikone, die in den Folgejahren in acht Fortsetzungen (letzte: 2003: „Freddy vs. Jason“, 2010: „A Nightmare on Elm Street“, Remake von Teil 1 mit Jackie Earle Haley anstelle von Englund als Krueger) das Furcht-Podium bestimmte. Freddy, der Anti-Held, einer der ersten großen „Teenie-Slasher“ (= Schlitzer) in den Fußstapfen von Jason Voorhees („Freitag, der 13.“, 1980) und Michael Myers (1978, „Halloween - Die Nacht des Grauens“, 1978), ein mordendes Monster, spontan erschaffen, als Regisseur Wes Craven einen Kaffee trank und Zeitung las. Ganz normal soweit, das machen wir alle. Und mit etwas Glück lesen wir (vielleicht) auch mal was gut Brauchbares. Wie die Story über einen jungen Mann, der ständig von furchtbaren Albträumen geplagt wird, davon erzählt, weiter ungerne träumt und sich grausig quält, bis er im Schlaf verstirbt. Aus. So war das, so gefiel es Craven. Er dachte sich den Kindermörder Freddy Krueger aus und benannte ihn nach einem Jungen aus

seiner Schulzeit, der ihn als Kind geärgert hatte. Die Grundidee: Wer vom bösen Freddy träumt und im Schlaf von ihm getötet wird, stirbt gleichzeitig auch in der Realität. Simpel, aber schrecklich unschön, fies krank und effektiv.



New-Line-Cinema-Produzent Robert Shaye war von Craven's Projekt höchst begeistert, obwohl Horror-Filme nicht unbedingt sein Fall waren. Er verriet Craven und damit der Presse und ergo der Welt, selbst gebrandmarkt zu sein von schrecklichen Angst-Träumen in seiner Kindheit. Einige Szenen im Film will Shay im Schlaf selbst erlebt haben, beispielsweise, dass man in einer Treppe einsinkt wie im Moor. Da steht Shay nicht allein mit seinen schlimmen Bildern, Wiedererkennungswert ist allemal gegeben, das Publikum erinnert(e) sich, der Schweiß, das blanke Entsetzen, die Schreie...alles ureigen, selbst durchgemacht. Und voraus gedacht vermutlich auch: Was wäre bloß, wenn das jetzt stimmen würde?!

Ursprünglich schuf Wes Craven als geistiger Vater Freddy Krueger ohne eine in sich abgerundete Geschichte. Das änderte sich, Freddy bekam ein Leben davor, das bei seiner unter (natürlich) unheilvollem Stern stehenden Geburt beginnt: Seine arme Mutter war die Nonne Amanda Krueger, die man irrtümlich in einem Turm einsperrte, der ein Unterbringungsort für gefährlich Geistesranke war, die sie misshandelten. Amanda überlebte knapp, wurde schwanger und bekam einen Sohn: Frederick Charles. Sein späterer Stiefvater schikanierte ihn, seine Mitschüler quälten ihn, die Kinder riefen ihm „Sohn von hundert Irren“ hinterher. Freddy litt fürchterlich unter Ablehnung, Abscheu und Aggression, wurde psychisch krank. Sehr krank. Er entwickelte sich zu etwas durchweg Schlechtem. Kalt, unbarmherzig, Und bössartig. Als Kind tötete er grundlos und auf grausame Art Tiere, als Erwachsener entführte er zwanzig Kinder der Bewohner aus der Elm Street in der fiktiven Stadt Springwood, brachte sie in das Kraftwerk, in dem er mal gearbeitet hatte, tötete alle und verbrannte die Leichen. Nach seiner Verhaftung kam er aufgrund eines gewaltigen Justizirrtums frei, wurde dann umgebracht von den völlig entsetzten, wutentbrannten Anwohnern, die sein Haus ansteckten. Er verbrannte. Seine Knochen versteckten die Rächer in einem Sack in einem roten Cadillac auf dem Schrottplatz. Doch Freddy kam wieder. Viel schlimmer, da unfassbarer im doppelten Sinn.



Ein weiterer Lebensabschnitt von Krueger wird im sechsten Freddy-Film behandelt, grundsätzlich ohne Not, aber als eventuell noch verwendbarer Zusatzstoff immer gut: In einer Rückblende zeigt man ihn als verheirateten Mann und Vater der kleinen Kathryn. Das Mädchen sieht, wie der Vater die Mutter im Garten erwürgt, nachdem diese seinen geheimen Raum im Keller mit etlichen Mordutensilien entdeckt hat. Auch Kathryn war im Verbotenen, mit ihr geschieht aber (vorläufig?!) nichts; sie wird dann später zur Adoption freigegeben und Maggie Burroughs genannt. Vater Freddy, nun der einsame Streiter und Killer, wie man ihn kennt, begeht die Entführung und Ermordung der zwanzig Jungen und Mädchen aus der Nachbarschaft, kommt in den Flammen um und kehrt zurück. Ein dämonischer Pakt ermöglicht es ihm, in den Albträumen der ihm verhassten Kinder und Jugendlichen aufzutauchen und sie bestialisch umzubringen, meist mit seinem Klingenhandschuh. Die schaffen es nur, ihn aufzuhalten, wenn sie das, was in den Träumen passiert, unter Kontrolle bringen können. So was ist grundsätzlich nicht zum Scheitern verurteilt, ist aber wohl wahrlich keine der leichtesten Übungen, zumal Freddy es meisterhaft versteht, die typischen und speziellen Schwächen, Fehler und Ängste seiner Opfer für sich zu nutzen. Die Erfolgsquote der kleinlaut Hoffenden fällt dementsprechend mager aus, soll sie auch, die Panik muss schließlich Früchte ernten. In *Nightmare* funktioniert es so: Wenn der junge Träumer Freddy packen und gleichzeitig aufwachen kann, - umso schwieriger, da der Schlaf mit Freddy ungewöhnlich tief und fest ist - , zieht er ihn in die reale Welt. Hier ist er vorübergehend aus Fleisch und Blut, damit angreifbar und verletzlich. Vor Feuer schreckt er furchtsam zurück, darin ist er schon einmal gestorben.

In seinem Alptraumdasein aber, das keine Naturgesetze kennt, ist Freddy übernatürlich stark und mächtig. Er kann übelste Illusionen erzeugen, Groteskes, Ekeliges, Böses, Angstmachendes herbei holen. Seine Kraft holt er sich aus dem Glauben an ihn. Skeptiker und tapfere Ignoranten schwächen ihn. Wer sich allerdings ziemlich sicher ist, dass Freddy existiert oder zumindest echt sein könnte und das anderen auch noch erzählt, hat im Regelfall nicht die besten Karten. Das Mitteilungsbedürfnis in solchen Fällen ist höchst verständlich, die anschließende Extrem-Nervosität ist obligatorisch: Man erfährt, dass dieser grauenhafte Mann mit eindeutigen Tötungsabsichten auch in den Träumen der anderen auftaucht, - ergo keine bloße Spinnerei -, und dann wird man noch von den Eltern darüber aufgeklärt, dass es den Kerl tatsächlich gab. Gibt. Und dann sterben die Freunde. Das ist (schon) Horror. Der nicht verachtet wird. Der durchaus gut ist und der als Markenzeichen einwandfrei gemocht wird. Freddy Krueger, eine skurille Persönlichkeit mit zynischem Humor, Freude an Qual, Schreien und Sadismus, der pointierte Einzeiler von sich gibt, während er die Messer wetzt, ist bekannt und beliebt wie eine Pop-Ikone.



Für den Freddy-Darsteller Robert Barton Englund (geb. 1947 in Kalifornien), einen bis dahin unauffälligen, wenig gesichteten Schauspieler, wurde seine Entscheidung, die Rolle des Traum-Schlächters zu übernehmen, zum Hauptgewinn. Zuerst durch das Kino, später durch das Fernsehen, - der TV-Freddy ist meist geschnitten, da sollte man richtig gucken -, wurde er zu einer Figur, die einem phantastischen Comic mit Sammlerwert entsprungen zu sein schien. Nach dem Durchbruch 1984 spielte Englund Freddy noch sieben Mal, stets unter anderer Regie bis auf „Freddy's New Nightmare“ exakt zehn Jahre später; da nahm nochmals Ur-Schöpfer Craven ihn unter seine Fittiche. Englund wurde zum gern geladenen Talkshow-Gast, er war allseits auf sympathische Art präsent und machte seinen Freddy salonfähig. Eine Nightmare-Fernsehserie mit verfilmten Kurzgeschichten wurde auch produziert, in der Robert Englund im Freddy- Krueger-Outfit am Anfang und am Ende bissig-böse Kommentare abgibt. Sein eigenes Debüt als Regisseur mit „976-EVIL“ (1989) stieß auf bescheidene Aufmerksamkeit, fair oder nicht wirklich, Englund sollte Freddy bleiben. Punkt. In „Freddy vs. Jason“ vor dreizehn Jahren durfte er das zuletzt, für das zwar ordentlich zeitgemäß gemachte, prinzipiell aber überflüssige Remake, - oder nicht?! -, des spektakulären ersten Teils 2010 zog er selbst Pullover und Handschuh nicht an und überließ das seinem Kollegen Haley. Ob das Lied jetzt aus ist? Bis zehn darf noch gezählt werden: *Nine, ten, never sleep again*. Besser noch: **Nine, ten, he's back again**. Stimmt doch. Irgendwie ist er ja einer von uns.

Karin Reddemann - Erstklassig wahnsinnig

„Ich habe das Herz eines kleinen Jungen. Es steht in einem Einmachglas auf meinem Schreibtisch.

Noch Fragen?

Leider stammt dieses Bekenntnis nicht von mir, in meinem Glas befindet sich seine Leber. Böser Spaß, was? Stephen King hat damit angefangen, ergo trägt er die Verantwortung. Was beweist, dass Horror und Humor sich durchaus prima vertragen können. Was ferner beweist, dass der Großmeister der Schauergeschichten einwandfrei besser ist als ich. Habe ich auch nie angezweifelt.

Freilich wüsste ich gern, Maestro hin oder her, ob einer wie King solch einen Hammersatz beim Kaffeetrinken mal eben so locker aus seinem Kopf purzeln lässt. Oder ob er sich durchaus auch die Mühe machen muss, sich im Vorfeld etwas hübsch Gescheites einfallen zu lassen, um das dann bei passender Gelegenheit wie spontan erdacht von sich zu geben, dass alle nur noch staunen: Was für'n Kerl! Wenn's einer drauf hat, dann der.

Ich behaupte einfach mal, dass King seine Sätze auch nicht immer einfach so in den Schoss plumpsen. Man sagt nicht mal eben so über sich: „I am the literary equivalent of a Big Mac and Fries.“ Das bastelt man sich schon zusammen, das ist ein Gedankenjob. Geistige Pflichtmalocher, man hat ja einen großen Namen zu rechtfertigen. Danke ich mal. Douglas Adams konnte mit Sicherheit auch nicht mal so ganz beiläufig einen Geistesblitz erfinden wie: „Die Menschen werden geboren, die Menschen sterben, und die Zeit dazwischen verbringen sie mit dem Tragen der Digitaluhren.“ Das schüttelt selbst der kreativste Autor sich nicht lässig aus dem Handgelenk, auch nicht, wenn er zusätzlich noch ein recht ordentliches Stück weit wahnsinnig ist. Darf ich so behaupten, excellent spinnert war Douglas ja nun schon. Und King, nun, der freut sich bekanntlich stets deibelig darüber, wenn seine Leser davon überzeugt sind, in der Hand eines „erstklassigen Wahnsinnigen“ zu sein.

Nicht wirklich normal

Stellt sich die Frage: Wie werde ich zu sowas? Wie kann ich das anstellen, so zu schreiben, dass ich genial gekloppt wirke?

Gute Horror-Stories haben Väter und Mütter, die im herkömmlichen Sinn nicht so ganz normal sind. Das dürfen sie nicht sein, auf jeden Fall nicht dann, wenn sie an ihren Geschichten sitzen und sozusagen unwirklich normal ihre Worte mit Ängsten spielen lassen. Wie eine Katze mit der Maus. Deren Spiel ist, streng genommen, ein grausames Spiel. Ein wirklich guter Autor des Genres darf nicht nur, er muss grausam sein. Er hält seinen Leser hin, neckt, reizt ihn, beißt mal zu, läßt wieder los, tut ihm weh, läßt ihn wieder in Ruhe, umkreist ihn, tanzt mit ihm, schlägt nach ihm, mal mit Samtpfote, mal mit der Krallen. Die Unruhe wächst, die Lage wird ernst. Verdammt ernst. Kein Ausweg. Der ultimative Knall.

Mein Vater mault ein wenig, wenn wir uns gemeinsam einen Gruselfilm ansehen und erst einmal so rein gar nix Gruseliges passiert. Er findet es durchweg richtiger, wenn von Anfang an Köpfe rollen. Rollen sie nicht, nölt er schon mal gern: „Die quatschen ja nur.“ Nun ist mein Vater auch der Meinung, dass es in Western mehr als lumpige drei Erschossene, wahlweise Aufgeknüpfte geben sollte, und der Erste hat gefälligst nach fünf Minuten Film zu baumeln. Das ist in Ordnung, denke ich, das darf man erwarten. Ein Gruselfilm freilich ist oft deutlich besser, wenn die Effekte hübsch gemächlich schleichend kommen. Und dann reinhauen. Eine geschriebene Geschichte, die Basis ist für den Film, - ich spreche hier von guten

Geschichten und guten Filmen, in denen die Atmosphäre hundertprozentig stimmt -, muss die Nerven strapazieren. Grundsätzlich immer. Aber sie darf dem Leser zwischendurch Verschnaufspausen gönnen, sie darf auch recht gemütlich starten, es darf mal hier, mal da einfach nur gequatscht werden. Nur ermüden darf sie niemals. Niemals. Niemals. Wer schlafen will, hat ein schlechtes Buch erwischt.

Was nützt die beste Idee, wenn sie stilistisch kaputt getrampelt wird? Andersherum: Was nützt eine ansonsten wirklich lesenswerte Schreibe, wenn der Autor a) keine besondere Idee hat und b) ihm schlichtweg diese Phantasie, eben dieser (s.o.) Wahnsinn fehlt, um literarischen Horror zu liefern, bei dem der Leser partout nichts zu meckern hat? Hier muss, weitaus stärker als in anderen Genres, beim Schriftsteller absolut die Chemie stimmen. Ich behaupte auch, dass niemand richtig anständige Schauergeschichten schreiben kann, der sie selbst nie leidenschaftlich gern gelesen hat und natürlich immer noch liest.

Erste Pflichtlektüre ist Edgar A. Poe. Sagt man so. Korrekt, durchaus. Aber geheime Quellen, aus denen ich immer wieder getrunken habe, sind die Gespenstercomics von Bastei (leider vorbei) und John Sinclair, der Geisterjäger; den habe ich als Jugendliche gefressen, das gebe ich ohne Schamgefühl zu. Die Bastei-Taschenbücher waren wirklich ganz große Klasse, da wurden die einzelnen Stories großzügiger rausgestellt, will sagen, sie waren teils recht lang und, ja, hatten eben schon den Erzählcharakter einer ordentlichen Kurzgeschichte. Ich hatte mir immer überlegt, dem Verlag mal ein paar Ideen von mir zu schicken, aber, ganz ehrlich: Die hatten bereits verdammt gute Leute, Autoren, Texter, Zeichner sowieso, was hätten die mit mir anfangen sollen?

Schade, dass die Klappe endgültig gefallen ist. War wirklich stark gedacht und gemacht.

Es gibt da etwas...

Ich habe einen Satz über die Twilightzone aufgeschnappt, den will ich nicht vorenthalten, der ist ein Treffer: „Es gibt etwas, das zwischen den Abgründen menschlicher Angst und den Gipfeln menschlichen Wissens liegt.“

Da bin ich mir sicher. Und: Je mehr wir wissen, umso mehr Grund zur Furcht besteht. Definitiv. Furcht ist das Thema. Nicht einfach, als Autor damit zu arbeiten, der völlig neu erzählen will. Den frommen Wunsch, noch nie Dagewesenes aus dem Hut zaubern zu können, darf ein hoffnungsvolles frisches Talent sich abschminken. Gibt's nicht.

Angst ist Urgefühl, ergo uralt und wurde bereits in allen erdenklichen Variationen durchdacht, bearbeitet, beschrieben, erklärt, aufgeschrieben, betrachtet, behandelt. Keine Chance auf eine Premiere, Angst wiederholt sich, wie eben die Toten immer wieder gern aus ihren Gräbern krabbeln. Da gibt's nur eins: Die Kunst zu beherrschen, das eine alte Lied wie ein neues Lied zu komponieren. Es wird nie wirklich neu sein, aber es wird so klingen, als sei es echt. So soll es sein. Ist es auch. Oder?

In einer Geschichte, deren Titel ich nicht parat habe, befinden sich mehrere Personen in einer blöden Situation: Sie dürfen nicht an das denken, vor dem sie am meisten Angst haben, sonst werden, so sagt's irgendeine mysteriöse und natürlich böse Intelligenz ihnen frech ins Gesicht, ihre schlimmsten Alpträume wahr. Ihre Angst würde dann Realität. Feierabend, Schluß mit lustig.

Nette Aussicht. Was passiert, ist klar. Es wird sehr, sehr unangenehm für alle Beteiligten. Faktum ist: Nicht an was zu denken, an das man nicht denken soll, zudem an etwas, das nun wirklich nicht schön ist...das schafft keiner. Würde bei mir auch nicht klappen. Wie auch? Schon der Gedanke „Du darfst jetzt nicht an...denken, auf keinen Fall an...sonst kommt...und macht...“ gilt ja schon. In „Ghostbusters“ steht Dan Akroyd auf dem Hochhausdach und soll genau das machen: Nicht an das oder den denken, bei

dessen Erscheinen er sich vermutlich gehörig in die Buxe pinkeln würde. Man sieht, wie der arme Kerl sich Sekundenbruchteile quält, und dann stapft ein riesiger Marshmallow-Monstermann durch New York auf dem Weg zu ihm. Das hat was verdammt Komisches, zugegeben, aber die Grundidee ist bitterernst. Ich weiß, an was ich nicht denken möchte, aber selbst wenn ich es nicht wüßte, würde es mir exakt in dem Moment einfallen, in dem ich nicht daran denken soll.

Ich denke, daraus läßt sich eine prima Geschichte machen. Ähnlich, aber anders. Alt, aber neu. Ganz einfach. Danke ich.

Und...„wenn Sie denken, dass ich Spaß mache, dann haben Sie die Abendnachrichten nicht gesehen.“ (Stephen King)

Michael Perkampus - Einführung in das Werk Eric Bassos

Eric Basso (Jahrgang 1947) ist ein amerikanischer Dichter, Romancier, Dramatiker und Kritiker, geboren in Baltimore, Maryland. Sein Roman "The Beak Doctor", 1977 veröffentlicht in der Chicago Review besitzt seit seinem Erscheinen Kultstatus unter den Avantgarde-Gothic-Autoren. Er hat viele Theaterstücke, Gedichtbände, Romane und Aufsätze veröffentlicht. In Teilen erscheint "The Beak Doctor" (*Beak=Schnabel; auch "Plague Doctor" genannt, oder deutsch: Schnabeldoktor, Pestarzt; nach den Schnabelmasken, die zur Zeiten der Epidemie von den Ärzten getragen wurden*) so, als hätte James Joyce Alfred Kubins "Die andere Seite geschrieben", das gibt zumindest die Storyline her: eine namenlose Stadt wird von einer geheimnisvollen Schlafkrankheit heimgesucht.

Man braucht sich nicht einmal wundern, dass Basso in Deutschland völlig unbekannt geblieben ist, denn selbst in Amerika wurde er sträflich übersehen. Man könnte jetzt einwenden, dass es ein völlig sinnloses Unterfangen ist, jemanden vorzustellen, den man nicht kennen lernen kann, da jegliche Übersetzung fehlt. Natürlich können wir auf unsere Verlagslandschaft diesbezüglich kaum bauen, die in der Mehrzahl das Oberflächliche, Minderwertige propagiert.

Aber zurück zur Sache. Trotz des Mankos einer wahrscheinlich nie zu erhaltenden deutschen Übersetzung, ist das für das Phantastikon kein Grund, dieses Genie zu ignorieren. Wer wären wir sonst?

"Ich werde jetzt versuchen, wach zu bleiben. Der Nebel. Sie müssen noch vor dem Morgen gekommen sein, um mich zu holen. Leere Straßen. Gegenüber ein schwach beleuchteter Raum. Sie liegt im Schatten. Die Schritte. Einer nach dem anderen. Nicht, dass ich alt wäre. Es lag an der Maske. Putz, von der Wand geschlagen. Sie lag schlafend auf einer Couch. Ein Netzwerk aus Rissen und sich verzweigender Adern, wie die Oberfläche einer antiken Malerei. Chiaroscuro. Die Figuren unvollständig geformt. Und sie war nackt. Kleine Wasserflecke in der Farbe von Rost. Ein Geruch nach Desinfektionsmitteln strömte vom Treppengeländer herüber. Mottenkugeln. Das war der Geruch an meinen Händen, als ich dorthin zurück kam. Von unterhalb der wackligen Treppe konnte ich den fiebrigen Schein einer Glühbirne ausmachen, die in die entkernte Decke geschraubt worden war und über den Treppenabsatz leuchtete. Schatten verschwanden über die Spitzen meiner Schuhe, als ich mich dem oberen Ende näherte."

Eric Bassos Roman "The Beak Doctor" von 1976 ist ein faszinierendes Beispiel dafür, wie ein Schriftsteller die Syntax dazu verwenden kann, um ein Gefühl der Auflösung, Entfremdung oder Verrücktheit zu erzeugen. Jeder Satz in dieser Eingangsszene trägt zu einem Gefühl des unheimlichen, dunklen, desolaten Zustands bei. Hinter dem Wunsch, nicht einzuschlafen, lauert etwas im Nebel, vage mit "sie" bezeichnet. "Sie" sind bereits da, als der Erzähler seine Erzählung beginnt. Dieses undeutliche Geheimnis wird erweitert durch eine "sie", die auf einer Couch liegt und schläft - wie eine "unvollständig geformte Figur". Es riecht nach muffigen Mottenkugeln. Das und das "fiebrige Licht" dienen der atmosphärischen Wirkung dieses Rätsels, dem der Erzähler ausgesetzt ist. Erstaunlich ist, dass Basso in einem einzigen Absatz bereits das gesamte Setting vorführt und selbiges

gleichzeitig auf eine Weise handhabt, dass klar wird, wie sehr neben dem Protagonisten die Umgebung ein zentraler Teil des Romans ist.

Im Laufe der Geschichte wandert der Erzähler durch eine Stadt, die von einer seltsamen Schlafkrankheit befallen ist, er begegnet merkwürdigen Erscheinungen, wie zum Beispiel einem "kopflösen Hemd ohne sichtbare Beine. Ein blanker Arm greift langsam nach einem Trinkglas. Plötzlich weicht die Hand zurück, als ob ein Funke aus der rauchigen Helix direkt in seine Fingerkuppen gefahren wäre." Es gibt noch tieferliegende, merkwürdigere Geheimnisse, denen er auf seinen Spaziergang durch die Stadt begegnet.

"The Beak Doctor" ist ein frühes Beispiel dafür, wie Basso Geräusche, Gerüche und surreale Erscheinungen dazu verwendet, atemberaubende Prosa und Poesie zu erschaffen. Das ist eine Vorgehensweise, die in vielen seiner Schriften zu beobachten ist.

Seine Short Story "Gothick Eschatology" (Eschatologie=Lehre vom Weltende und den "letzten Dingen") lebt von der aufgetürmten, schweren Atmosphäre, wenn zum Beispiel "das Geräusch eines keuchender Blasebalgs von den Kanten ihres Rückens abprallt: Luft pfeift durch einen Haarriß in der Glockenummantelung."

Solche Details verstärken die qualvolle Sehnsucht und die schrecklichen Entdeckungen, die diese Schauergeschichte durchzieht. Sie sind bestens dazu geeignet, die dunklen, unbequemen Details der menschlichen Existenz zu erforschen, wie im folgenden Absatz angedeutet:

"Der Regen, zur Hälfte vom Getöse eines großen Ventilators übertönt, knallte in Sturzbächen auf das Wellblechdach herunter. Er wurde von einem großen Stapel verwitterter Taschenbücher durchsiebt. Nur eine kleine Lücke im Regal blieb unberührt. Für das Mädchen, ganz in Weiß gekleidet, das unter der sich biegender Eiche vor den abkippenden, höhlenartigen Vorhallen der Villa im Mondlicht stand, und dann zurück in die Ferne wankte. Sein Gesicht, von unten angeleuchtet von der verbitterten Flamme eines Feuerzeugs. Ein erhöhter Raum. Geständnisse unter der Lampe des Zeichners. Unerklärliche Verluste. Kreuzworträtsel. Genug, um die Leere, zwischen dem Klang einer kiesbedeckten Morgenstimme gelegen, zu füllen."

Es kommt nicht selten vor, dass Schriftsteller ihre Bestimmungswörter an der falschen Stelle setzen, oder sie befürchten, dass ihre Benutzung auf eine gestelzte Prosa hinausläuft und sie den Erzählfluss zerstören. Basso verwendet Bestimmungswörter in den meisten Fällen fachmännisch. Lesen Sie den oberen Absatz noch einmal - vielleicht bleiben Sie bei "verwitterter Taschenbücher" oder "höhlenartigen Vorhallen" ein wenig haften. Es ist sicher etwas Beunruhigendes an einer "verbitterten Flamme" in dieser verdrehten, aus dem Lot geratenen Darstellung dessen, was ansonsten einen ganz gewöhnlichen Platz beschreibt. Aber diese Schilderungen, aufgepeitscht wie sie scheinen, dienen der Vervollständigung eines großen inneren Kampfes, der da ausgefochten wird. "Geständnisse unter der Lampe des Zeichners" scheint auf etwas mit Auswirkungen auf eine menschliche Seele hinzudeuten; dies wird verstärkt durch "Genug, um die Leere, zwischen dem Klang einer kiesbedeckten Morgenstimme gelegen, zu füllen."

Statt den Schwerpunkt auf Klänge, und wie sie zu menschlichen Beziehungen stehen, zu setzen, wählt Basso in diesem Fall (und auch öfter im gesamten Text) die Hervorhebung jeglichen Fehlens solcher gewöhnlichen Geräusche.

In den Passagen zwischen den beiden hier zitierten wird das Geheimnis der schlafenden Stadt langsam

enthüllt. Die Leiber, die überall in der Stadt herumliegen, wurden von einer möglicherweise ruchlosen Entität wie Brotkrumen ausgelegt, um am anderen Ende der heimgesuchten Stadt gefunden zu werden. Je weiter der Erzähler durch diese Kulisse streift, die übersät ist mit fehlfunktionierenden Maschinen und die unter einem dichten, bedrohlichen Nebel liegt, desto mehr entfernt sich die Erzählung selbst von ihm, als wäre sie dieses Ding, das dafür verantwortlich zeichnet. Alles scheint sich am Rande der Auflösung zu bewegen, wie in einer Passage des letzten Viertels beschrieben:

"Die Temperatur scheint eine entscheidende Rolle bei der Bestimmung des Grades der Entmaterialisierung jedes einzelnen Körperteils zu spielen. Diese Symptomatik ist elementar. Die Spitze der Nase, die Ohren, die Zehen, und oft das Gesäß, liegen um ungefähr zwei Grad niedriger als die normale Körpertemperatur, neigen dazu, ihre Dichte über einen längeren Zeitraum beizubehalten als jene Organe und Gewebe, die normalerweise von der epidermalen Schicht verborgen werden. Eine Möglichkeit, die Krankheit zu hemmen wäre, den Patienten kontinuierlich der Kälte auszusetzen, aber das führt fast immer zu einer Lungenentzündung oder zu anderen Komplikationen. Der Prozess der Entmaterialisierung ist dergestalt, dass, sobald die Hülle der Haut beeinträchtigt wird, die Drüsen, die Muskulatur, das Lymph- und Kreislaufsystem, die zwischen ein und vier Grad wärmer sind, nicht mehr mithalten können, während sich die Haut bereits zersetzt und so die Möglichkeit einer frühen Diagnose unmöglich macht. Die Inkubationszeit ist nicht bekannt. Man hat keine Gewissheit darüber, ob die Entmaterialisation in irgendeiner Weise mit dem endlosen Schlaf zusammenhängt."

Basso wendet für die schreckliche Auflösung eines Körpers einen kalten, klinischen Ton an, der den Horror abstreift, so dass stattdessen eine freistehende Beschreibung übrig bleibt, die beunruhigt, weil sie gleichzeitig intim und distanziert ist (könnte uns/dem Erzähler das gleiche passieren?), als ob der Erzähler sich nicht nur von seinen Mitmenschen entfremdet hätte, sondern auch gegenüber dem Leben selbst.

Entfremdung ist sicherlich ein wesentlicher Bestandteil von Bassos Arbeit, ob er nun Prosa, Gedichte oder Theaterstücke schreibt. Sie spielt eine wichtige Rolle im Ausgang von "The Beak Doctor" und in einigen seiner Kurzgeschichten (die dramatische Schlussszene in "The Beak Doctor" ähnelt dem Schluss von "Gothick Eschatology", in dem der Protagonist darum kämpft, den Schleier, der auf dem Gesicht einer geliebten Person liegt, zu entfernen). Alles in allem beinhaltet "The Beak Doctor" und die anderen Erzählungen der gleichnamigen Sammlung eine Vielzahl von Elementen, die stets wiederkehren. "Equestrian Scenes" (etwa: Reitszenen) und "Equus Caballus" ("Hauspferd") beinhalten eine Intensität der Sprache und Metaphern, die als ein Sinnbild für alle Geschichten, die in der Sammlung enthalten sind, stehen. Diese Qualität findet sich auch in der kürzeren Prosa, die mit kurzen, scharfen Stakkatos aufwarten.

Das Unheimliche in "The Bleak Doctor" und in mehreren seiner anderen Werke symbolisiert unseren eigenen sinnlosen Kampf, die elementaren Kräfte, die unser tägliches Leben prägen beschränken, kontrollieren oder begreifen zu wollen.

Bassos Dichtung verunsichert uns, weil uns seine Erzählungen sehr schnell durchbohren, uns zum Betrachten jener Dinge zwingen, die wir ansonsten nicht zu öffnen wagen würden, weil wir ansonsten unsere geistige Gesundheit riskieren könnten. Nur sehr wenige Schriftsteller besitzen diese Fähigkeit, und in "The Beak Doctor" lotet Basso die Tiefen der menschlichen Abneigung und Faszination auf eine gewissenlose, denkwürdige und beunruhigende Weise aus.

Aber wie gesagt, muss sich das deutschsprachige Publikum um diese Dinge keine Sorgen machen.

Übersetzung der Passagen aus dem Roman "The Beak Doctor" von Michael Perkampus

Edward Gauvin - Eine Bilanz von Thomas Owen

[Titelbild: Detail aus Lovecraft - Fear of the Unknown - Documentary](#)

Belgier sind große Spaßmacher und Betrüger. Und das durch alle Gesellschaftsformen hindurch. Passenderweise war die Gründerfigur der frankophonen belgischen Literatur der folkloristische Schelm Thyl Ulenspiegel, wie er in Charles de Costers epischem Werk Die Mär von Eulenspiegel und Lamme Goedzak und ihren heroischen, ergötzlichen und rühmlichen Abenteuern in Flandern und anderen Ländern auftaucht. Die eine Hälfte Französisch, die andere Hälfte Flämisch (mit einem Funken Niederländisch und Deutsch); belastet mit einem entzweiten, aber kämpferischen Selbstwertgefühl; seit Jahrhunderten das Schlachtfeld Europas, leidend unter schnell aufeinanderfolgenden Besatzungsmächten, die ohnehin durcheinander geratene Identität zusätzlich durch das durchs Land trampelnder Armeen getrübt, reagierte Belgien auf die Fragen der Identität mit Extravaganz und den Launen der Fantasie.

Resignation, Selbstironie, und Ironie, stellt der Historiker Jacob Roel fest, wurden zur Überlebensstrategie, entwickelt, um den harten Fakten des Lebens etwas entgegen setzen zu können. Belgier haben die Exzentriz zu einem nationalen Charakterzug erhoben. C'est belge kann alles bedeuten: von hirnlos bis bizarr. Der Königspalast in Brüssel verfügt über einen Raum, dessen Decke komplett mit Hunderttausenden winziger Rückenpanzer eines in Thailand beheimateten Käfers dekoriert ist. Der Titel: Himmel der Lust.

So hat auch der belgische Fabulismus eine finstere Vornehmheit, bestehend aus einem anspruchsvollen, gewählten Ton, verbunden mit einem Gefühl von Unheil und - manchmal - Angst. Im Gegensatz zu den wilderen Franzosen ziehen es die belgischen Autoren vor, die tagtäglichen Heimlichkeiten zu Gunsten eines sorgfältigen Realismus zu untergraben, der die phantastischen Elemente um so fesselnder und aufwühlender erscheinen lässt. Mit bescheidenem Witz entwickelten die Belgier eine Nationalliteratur der Träume.

Eine Sache, die eine Gemeinschaft als solche definiert, ist es, Lügengeschichten übereinander zu erzählen. Das verleiht vielen Texten eine fast mündliche Unzuverlässigkeit. In Thomas Owens Kurzgeschichte The Bernkastel Cemetery ist einer der Protagonisten Owens Zeitgenosse und Mentor Jean Ray. Aber es ist nicht der Jean Ray, der berühmt ist für seine übernatürlichen Geschichten: es ist ein Jean Ray, der auftritt wie eine Mischung aus Indiana Jones, Pater Damian und Robert Langdon, Abenteurer, Exorzist und Gelehrter in okkulten Dingen. In einem der zahlreichen Essays taucht Ray sogar als Tarantelzähmer auf. Ray war überhaupt eine populäre Figur in den Büchern aller seiner Freunde. Die folgende Generation hat diese Tradition aufrecht erhalten: Thomas Owen geistert - eine höfliche und unheimliche Erscheinung - durch die Werke von Anne Richter und Nadine Monfils, die von leicht fantastisch bis markerschütternd reichen ([Conte Cruels](#)).

Thomas Owen (1910 - 2002) ist einer der Namen, die regelmäßig zusammen mit Jean Ray als eine Säule der belgischen Phantastik genannt wird. Sein richtiger Name war Gérard Bertot, seines Zeichens Strafverteidiger, Kunstkritiker, Krimiautor und Manager einer Müllerei. Unter seinem Pseudonym verfasste er mehr als 300 Geschichten und verpasste darin der Horrorerzählung Wirtschaftlichkeit und

Reinheit. Seine beunruhigenden Erzählungen wurden oft mit Edgar Poe und Dino Buzzati verglichen. Es gibt eine Beständigkeit der Weltsicht in Owens Werk: die existentielle Angst, die Thomas Ligotti auf einem Klappentext richtigerweise als "den Alptraum, lebendig zu sein" bezeichnet.

Eine Bilanz

von Thomas Owen

Was ich am wenigsten an Lovecraft mag ist seine Liebe zu Katzen. Was mich am meisten verblüfft, ist seine Fähigkeit, zu träumen, sich Dinge vorzustellen, zu erfinden, seine Visionen, seine Vorahnung von der Unendlichkeit des Universums, und sein Gefühl für Angst, Terror und Panik vor dem unergründlichen Unbekannten, das er erriet, suchte, bewahrte, wie es sich der menschlichen Wahrnehmung offenbart, wie es stets entgleitet, wenn wir versuchen, in dessen Nähe zu kommen, formlos, gallertartig, erschreckend ...

Was mich begeistert, ist die verbale Seite seines Deliriums, Wortreich, von Grund auf neu geschmiedet für die Schönheit dieser Worte Klänge, der beschwörenden Kraft ihrer klangvollen Architektur. Nyarlathotep, Inquanok, in Kadath ... Oder gleichzeitig in Babylon, unter den Chickasha-Indianern, und in ferner Sternzeit. Was mich amüsiert ist, dass ich seinem Randolph Carter in Oklahoma begegnete; ich reiste mit ihm den ganzen Weg nach New Orleans. Und dieser Randolph Carter schien lediglich eines dieser Pflanzengehirne zu sein, zukünftiger Bewohner eines radioaktiven Kometen, obwohl sein äußeres Erscheinungsbild dem eines wohlhabenden Bauern glich, der sich frech an seinem Hinterteil kratzt und nichts anderes im Schilde führt als im French Quarter, am Ufer des Mississippi die riesigen Brüste von Rita Alexander zu betrachten, auch bekannt als Champagner-Mädchen oder Miss Goldfinger ...

"Sie tragen einen berühmten Namen," sagte ich diesem einfachen, unpräzisen Mann, dessen Frau Rezepte für die *Arcadia Post* verfasste.

"Ich *bin* dieser berühmte Mann," sagte er, auf einem Zahnstocher kauend. "Sohn von Edmund Carter, dem Hexenmeister - aus Salem, natürlich," lächelte er." Und Urahn von Pickman Carter, der in zweihundert Jahren die mongolischen Horden nach Ozeanien zurückdrängen wird."

Bei solchen Worten aus seinem Munde schüttelte es mich vor Erstaunen.

"Lovecraft?" fragte ich ihn, von leidenschaftlichen Emotionen heimgesucht. "Hat das irgendeine Bedeutung für Sie?"

Der Mann senkte seinen Blick und schien für einen Moment lang zu meditieren. Dann sagte er mit leiser Stimme: "Hören Sie gut zu. Er erzählte mir (ihm oder Ward Phillips Warren oder sogar beiden) folgendes: 'Carter, bei der Liebe Gottes, legen Sie den Stein zurück und retten Sie sich selbst, wenn Sie können! Sofort! Lassen Sie alles stehen und liegen und hauen Sie ab! Das ist ihre einzige Chance! Tun Sie, was ich sage und fragen Sie nicht nach dem Grund!'"

Das rührte an eine Erinnerung, die tief in mir verborgen war; der Mann wusste davon und spielte mit meiner Furcht. Bei Brennan, wo wir ein flambiertes Papa Brûlot mit feinstem St. John-Rum zu uns nahmen, beugte er sich über den Tisch und artikulierte klar und deutlich jede Silbe, als er sagte: "Neugierde! Unzumutbare Schriftsteller! Warum trachten sie danach, verstehen zu wollen? Warum wollen sie das festhalten, was vergänglich ist? Howard Phillips starb dafür, dass es ihn in die Nähe der

ultimativen Leere gezogen hatte, wo Azatoth, Dämonsultan, sein Kauderwelsch zornig in die Dunkelheit speit."

Eine Welle aus Ungeduld und Verzweiflung erfasste ihn. Er stieß das Glas Eiswasser um, das man gerade erst vor ihn hingestellt hatte.

"Dummkopf!" rief er. "Er ist tot!"

Er stand auf und taumelte aus dem Zimmer, was traurige Blicke der Verwunderung nach sich zog. Ich blieb, wo ich war, erstarrt in teilnahmsloser Würde. Ein schwarzer Kellner brachte ein weiteres Glas mit Eiswasser.

Erstveröffentlichung in Cahiers de l'Herne, No. 12. Die Nummer war Lovecraft gewidmet, 1984.

Dieser Artikel stammt aus der [Weird Fiction Review](#) und wurde von Michael Perkampus übersetzt.

Michael Perkampus - Ein Toast auf Edgar Poe



Baltimore: Jahrzehntlang schlich eine mysteriöse Gestalt, gänzlich in schwarz gekleidet, das Gesicht von einem weitkrepigen Hut sowie einem Schal verdeckt, auf den Westminster-Friedhof, um dort drei Rosen und eine Flasche Cognac auf dem Grab von Edgar Allan Poe niederzulegen. 2007 war es dann, daß der 92jährige Sam Porpora bekannte, für diese Idee verantwortlich zu sein.

"Ich und meine Stadtführer, wir haben das getan", erklärte Sam Porpora. "Es war eine Werbekampagne. Wir dachten nicht im Traum daran, daß dies für ein weltweites Aufsehen sorgen würde."

Niemand hatte bis dahin je Anspruch auf diese Legende erhoben. Warum rückte also Porpora jetzt damit heraus?

"Kann ich nicht sagen. Ich liebe Poe. Ich liebe es, über ihn zu sprechen."

Porpora glaubt, daß die internationale Bedeutung Poes, diesem Meister des Mysteriums und der Melancholie, durch einige Poe-Jünger ihre Form erst angenommen hat. Aber die Rettung des Friedhofs an der Westminster Presbyterian Church, wo der Autor begraben liegt, ist Porporas Verdienst.

"Ich weiß nicht, was ich sagen soll", erklärte Jeff Jerome, der Verwalter des Poe-Hauses in Baltimore, das all die Jahre von der Legende des sogenannten "Poe-Toasters" profitierte. Mit Porporas Aussage, daß das Ganze ein Scherz war, konfrontiert, reagierte Jerome wie ein Mann, der von seinem Großvater in den Magen getreten wurde. Er war traurig und fühlte sich betrogen. Trotzdem war er nicht gewillt, zurückzutreten.

"Er ist wie ein Mentor für mich", sagte Jerome über Porpora. "Ohne ihn gäbe es den Westminster-Friedhof nicht mehr. Aber zu behaupten, der 'Toaster' sei ein Werbe-Gag, nun, alles was ich sagen kann ist, daß das nicht stimmt."

Porporas Geschichte beginnt in den späten 60er Jahren. Er hatte gerade seine Historie über die Westminster Presbyterian Church, 1852 erbaut, abgeschlossen. Es gab weniger als 70 Gemeindemitglieder und Porpora, in seinen 60ern, war eines der jüngsten. Der von Unkraut überwucherte Friedhof war ein beliebter Treffpunkt für Trunkenbolde. Man benötigte Geld und Öffentlichkeitsarbeit,

erinnert sich Porpora. Das, sagte er, war der Zeitpunkt, als ihm die Idee für den 'Poe-Toaster' kam. Seit 1949 wurden jedes Jahr am 19. Januar drei Rosen - eine für Poe, eine für seine Frau und eine für seine Schwiegermutter - und eine Flasche Cognac an seinem Grab niedergelegt, weil er das Zeug so gern mochte, auch wenn er es sich nicht leisten konnte, es sei denn, jemand anders kaufte es ihm.

Das romantische Bild des mysteriösen Mannes in Schwarz beflügelte die Fantasie der Poe-Fans und die Legende wuchs. 1977 begann Jerome jedes Jahr eine Handvoll Leute einzuladen, um eine Nachtwache für den seltsamen Fremden abzuhalten. Die Medien begannen damit, Ankunft und Abreise 'Poe-ähnlicher-Gestalten' festzuhalten.

1990 veröffentlichte das Life Magazine ein Bild des verhüllten Mannes. 1993 hinterließ der eine Notiz mit dem Wortlaut: *"Die Fackel wurde übergeben."* Eine andere Notiz von 1998 gab an, daß der Begründer der Tradition gestorben sei. Spätere Ehrenwächter gaben an, daß mindestens zwei 'Toaster' die 'Fackel' in all den Jahren angenommen hatten. Für Jeffrey A. Savoye, Sekretär und Schatzmeister der [Poe Society of Baltimore](#), hat sich die Tradition längst verselbständigt. *"Sogar wenn Sams Geschichte wahr ist, na und? Es ist eine schöne Tradition, ob sie nun zurück geht auf das Jahr 1949 oder 70"*, sagte Savoye.

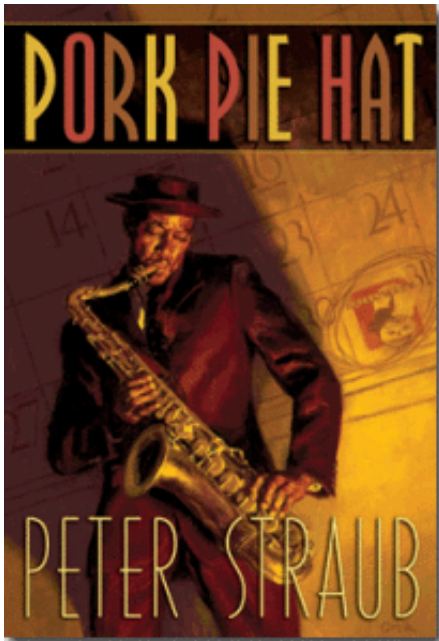
Mitglieder der alten Gemeinde, die jetzt alle bereits verstorben sind, sprachen über den Poe-Toaster, bevor Porpora sagte, er wäre der Initiator. Geschichten kursieren seit den 70ern, die sich auf alte Zeitungsberichte beziehen. Jerome fand in der Baltimore Evening Sun von 1950 einen Zeitungsausschnitt über einen anonymen Bürger, der jedes Jahr um den Friedhof herumschleicht, um eine leere Flasche eines ausgezeichneten Cognacs gegen den Grabstein zu lehnen.

Porporas Bericht weist indes einige Widersprüche auf und Jerome kündigte an, daß die jährliche Nachtwache weitergehe.

Und das tat sie. Aber der Poe-Toaster ließ sich zum letzten Mal im Jahre 2009 blicken, also zu Poes 200. Geburtstag. Offiziell gilt die Tradition als beendet.

Michael Perkampus - Drei Jazz-Stories

Peter Straub - Pork Pie Hat



Pork Pie Hat ist die Geschichte der fiktiven Jazzlegende mit dem gleichen Namen. Der Erzähler der Geschichte läßt die Zeit, als er noch ein College-Student war, Revue passieren, während der er von dem Saxophonisten 'Hat' fasziniert war.

Als er Hat ein Stück spielen hört, bittet er den Musiker um ein Interview. Obwohl der sehr zurückhaltend ist, akzeptiert er die Fragen des Erzählers. Während des 'offiziellen' Interviews beweist der Erzähler, daß er wirklich ein Kenner von Hats musikalischer Karriere ist und Hat bietet ihm an, eine Geschichte zu erzählen, die er noch niemals erzählt hat, wenn der Erzähler einwilligt, sie niemals zu publizieren.

Was folgt, ist aus Hats Perspektive erzählt, dem seit seiner Kindheit Erinnerungen an ein unsagbares Erlebnis quälen, daß er im Alter von elf Jahre in der Nähe des 'verbotenen' Waldes mit dem Namen "The Back" hatte. Jetzt, da er krank ist und sich dem Ende nähert, das der Alkohol und die Depression für ihn vorsieht, ist die Zeit gekommen, zu offenbaren, was er sah und vor allem: was er tat.

Straub verwendet große Aufmerksamkeit darauf, Hat lebendig darzustellen, portraitiert einen Mann mit unglaublichen musikalischen Talent, der von zahllosen persönlichen Dämonen verfolgt wird. Er entspinnt die Geschichte detailversessen und langsam. Herausgekommen ist ein Meisterwerk an Charakterisierung und Stimmung.

T.E.D Klein - Der schwarze Mann mit dem Horn



In dieser Geschichte geht es eigentlich überhaupt nicht um Jazz, auch wenn mit dem Titel ein Plattencover von John Coltrane und seinem Saxophon einhergeht. Es ist die Erzählung eines alternden Schriftstellers, der in seiner Jugend ein guter Freund Lovecrafts war, der nun, da er die Geschichte erzählt, 77 Jahre alt ist. Es handelt sich um Frank Belknap Long, mit dem Lovecraft einen regen Briefwechsel führte. Der Erzähler ist darüber verbittert, daß ihm Leben und Glück so einfach durch die Finger gleitet, gleichzeitig ist seine Freundschaft zu Lovecraft aufrichtig. Er ist eifersüchtig, aber doch ehrlich mit sich selbst, was sein Talent gegenüber dem Lovecrafts für einen Stellenwert besitzt. Man kommt nicht umhin, Mitleid mit dem Erzähler zu haben - und das ist der Punkt, an dem Klein den Horror losläßt.

Julio Cortázar - Der Verfolger



Charlie "Bird" Parker

Cortazár schrieb formvollendete Erzählungen. Sein phantastischer Realismus, der stark vom Nouveau Roman, mehr aber noch durch den Surrealismus geprägt wurde, ist bis heute solitär und einzigartig

geblieben. Während Borges durchaus seine Epigonen fand, scheint es bei Cortázar unmöglich, seinen Stil auch nur annähernd zu erfassen. Zu viele Silhouetten, zu viele Variablen, zu viele technische Meisterleistungen lassen ihn - und nur darin gleicht er Poe - unnachahmlich bleiben.

Von den drei vorgestellten Erzählungen ist diese die einzige, die wahre, die dem Jazz huldigt, zumindest aber einen seiner Legenden und Ikonen: Charlie Parker, von seinen Freunden "Bird" genannt, dem Cortázar diese Geschichte widmet. Posthum, versteht sich.

Laut Cortázar wohnt dem Konzept des Schreibens eine musikalische Handlung inne, basierend auf dem Rhythmus des Textes. Ohne einen angemessenen Rhythmus verfehlen sich Autor und Leser in ihrer Kommunikation.

Also vergleicht Cortázar den Rhythmus, den er in seinen Geschichten wählt, mit dem Swing des Jazz. Er fügt hinzu, daß Jazz auf dem Prinzip der Improvisation basiert. Diese Improvisation nutzt Cortázar als Vehikel für seine Arbeit, Improvisation nämlich als Prozeß und nicht als Produkt. Der Charakter im Text, der Parker nachempfunden ist, heißt Johnny Carter. Bruno hingegen ist ein Jazz-Kritiker und hat vor kurzem Johnnys Biographie veröffentlicht. Diese beiden Protagonisten verkörpern völlig gegensätzliche Persönlichkeiten. Johnny, der intuitive Jazz-Improvisateur und Bruno, der westliche Intellektuelle, der einem logischen System verbunden ist. Die Geschichte beginnt in Johnnys Apartment. Bruno trifft nach einem Anruf von Dédé, Johnnys Partner, dort ein, der ihn davon unterrichtete, daß es Johnny nicht besonders gut gehe.

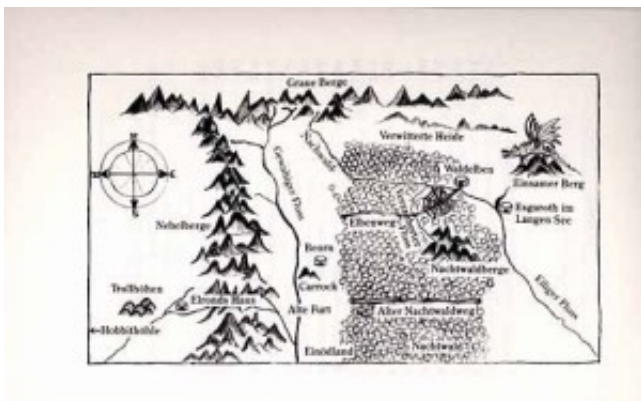
Zeit bildet, nach dem Verständnis unserer gegenwärtigen kapitalistischen Wirtschaftswelt, die Grundlage für Effizienz und Produktivität. Das kapitalistische Individuum bewegt sich nach der Uhr. Im Falle von Bruno bedeutet das, er arbeitet für die Zeitung. Johnny begreift die konventionelle Konzeption von Zeit nicht als den Begleiter durch die tägliche Realität. Sein 'Wahn' besteht darin, Brunos Logik herauszufordern und in Frage zu stellen. Für ihn besteht der eigentliche 'Wahn' darin, die sozialen Normen zu akzeptieren, wie im Falle der Zeit. Der Leser bekommt den grundlegenden Beweis, wie es möglich ist, durch Improvisation über die Logik hinaus zu gehen, um ein anderes Verständnis von Realität zuzulassen.

Michael Perkampus - Die Kartographie in der Fantasy-Literatur

Karten sind dem Fantasyfan genauso wichtig wie die phantastischen Elemente einer Geschichte selbst. Auch das Artwork spielt eine entscheidende Rolle, so daß man durchaus behaupten kann, Fantasy-Leser tendieren zu einer nahezu ganzheitlichen Erfahrung. Viele folgen ihren Helden sozusagen parallel zu dem, was sie lesen, mit dem Finger auf der Landkarte oder werfen zumindest einen Blick auf die Karte, um zu sehen, wo sie sich der nächste Außenposten, die Taverne oder Stadt befindet. Auch wenn heute Karten immer mehr aus der Mode kommen, ist der Tenor doch weit verbreitet, daß Karten eine gute Sache sind. Es gibt sogar Umfragen, aus denen hervorgeht, daß manche ein Buch, in dem keine Karte enthalten ist, gar nicht kaufen würden. Das klingt ziemlich verrückt, oder nicht? Kein Mensch würde auf die Idee kommen, vor dem Fernsehapparat zu sitzen, mit einer Karte in der Hand – oder sich den Film, gibt es keine Karte dazu, nicht anzusehen. Mittlerweile geht der Trend ohnehin dahin, keine Karten mehr ins Buch zu drucken, denn nur eine wirklich gute Karte bringt der Geschichte eine weitere Dimension ein, eine schlechte Karte hingegen könnte vom Leser als Kurzsichtigkeit des Autors ausgelegt werden, die schwächen eines fragilen Konzepts hervorheben und die Aufmerksamkeit auf den schlechten Stil lenken. Neben der guten und angemessenen Covergestaltung ist eine professionell erstellte Karte also unerlässlich. Mit den Covern ist das vielleicht verständlicher, und da geschehen gerade heutzutage grauenhafte Dinge, die einen wirklich davon abhalten, das Buch überhaupt auch nur anzusehen, mag es gut sein wie es will. Bearbeitete Photographien oder computergenerierte Bilder geben zwar meistens schon da Signal, die Finger davon zu lassen, aber eben nicht immer.

Ein Grund, warum das Abbilden von Karten heute rückläufig ist, mag an der Flut der eBooks und eReader liegen. Es ist nicht leicht, aus dem Text zur Karte zu switchen und von da aus wieder zurück. Zumindest ist es nicht ganz so einfach, wie in einem Buch zu blättern. Aber das ist ein Problem, das die Technik durchaus lösen kann.

Sehen wir uns jetzt einfach einige der bekanntesten Karten an.



Die Variante der deutschsprachigen Ausgabe

Thrors Karte



Die von Tolkien gezeichnete Karte

Jede Diskussion über relevante Karten in der Fantasy-Literatur sollte die berühmte schwarzrote Zeichnung berücksichtigen, die dem "kleinen Hobbit" vorangeht. Die Karte wurde von Tolkien persönlich gezeichnet und zeigt den *Lonley Mountain* (Einsamer Berg) und die ihn umgebenden Gebiete, im Besonderen den *Running River* (Eiliger Fluß), wie auch die *Desolation of Smaug* (Smaugs Einöde) im Südwesten der Berge. Der Unterschied zur deutschen Nachstellung wird gleich offenbar, wenn man sich die beiden Karten nebeneinander betrachtet.

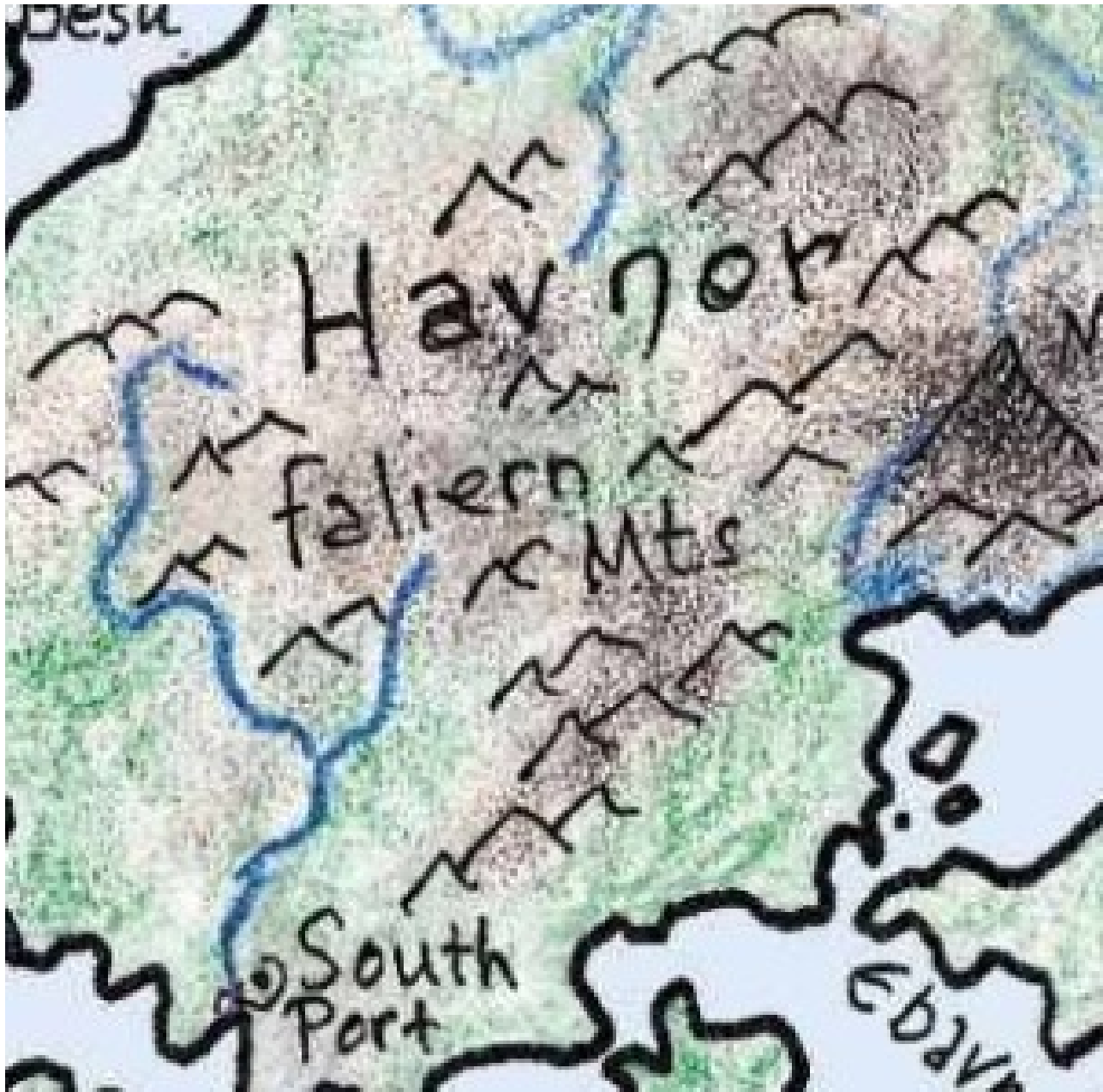
Was an dieser Karte sofort auffällt ist, daß sie authentisch wirkt, nicht überproduziert, damit sie gut und/oder künstlich aussieht. Sie lädt den Leser auf eine Entdeckungsreise ein. Leider fehlen in der deutschen Version die Runen komplett. Während englischsprachige Kinder damals wohl unter andere damit beschäftigt waren, die Runen entziffern zu wollen, betrachtete man bei uns diese wohl nur als unsinnigen Ballast, wer weiß das schon zu sagen, aber es liegt im Bereich des Möglichen. (Wobei ich nicht weiß, welche Karte in den unzähligen Neuausgaben steckt, ich besitze nur eine sehr Alte Version). Am Ende des Buches findet sich die wunderbare Karte von "Wilderland" - und wer diese Karten mag, der mag alle, die von Mittelerde gezeichnet wurden Sie gehören zum besten Artwork überhaupt.



Erdsee

Als der junge Duny, den sie alle *Sperber* nennen, auszog, um ein Magier zu werden, setzte er Segel in einer Welt, die vor Inseln geradezu wimmelt, ob sie nun groß oder klein sind. Zu sagen, die Karte von Ursula K. Le Guins "Der Magier der Erdsee" sei komplex, wäre eine Untertreibung.





Hier

eine Detailansicht

Das sind jetzt nur zwei Beispiele einer faszinierenden Tatsache: daß Karten der Phantasie eine Dimension hinzufügen, auch wenn, wie gesagt, die Tendenzen heute eher rückläufig ist (aber wo wäre sie das nicht?) Man könnte darüber diskutieren, ob sie denn wirklich für die Story notwendig sind - und es wird ja auch tatsächlich fleißig diskutiert. Ob das hierzulande jemanden interessiert, vermag ich nicht zu sagen, mir scheint, wir sind im Wesentlichen leidenschaftsloser in solchen Dingen und ich verfolge persönlich auch kaum, was sich hier tut, weil ich da bisher sehr wenig gefunden habe.

Phantastikon

Das Beste der Phantastik